



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Geheime Miterzieher

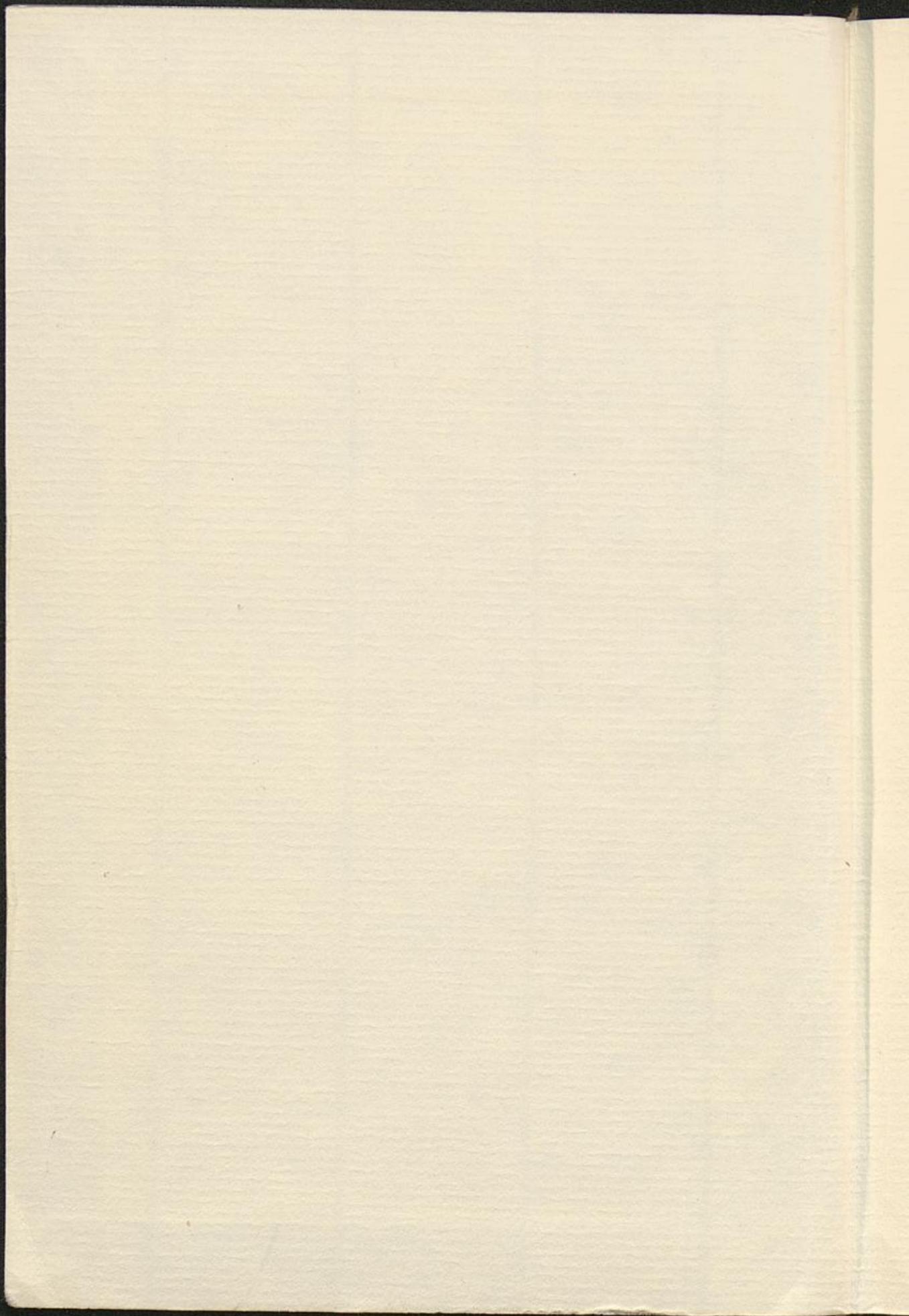
Loewenberg, Jakob

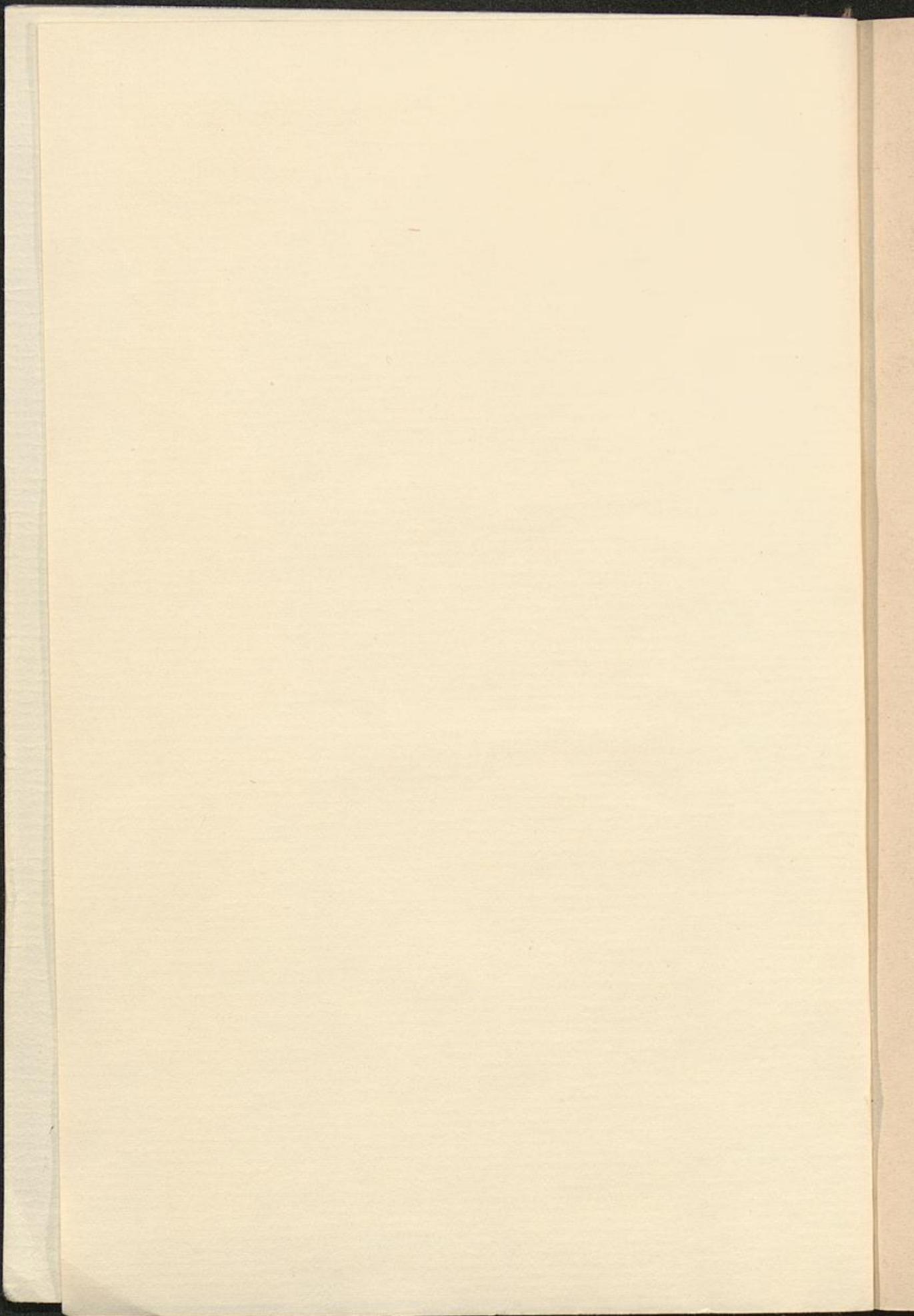
Hamburg, 1906

urn:nbn:de:hbz:466:1-31106

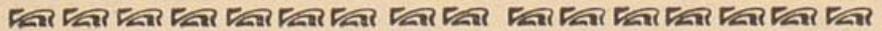
Geheime Miterzieher
Plaudereien für Eltern und Erzieher
von Dr. J. Loewenberg

geh. 1,50 M.
den 2,50 M.





Dr. J. Loewenberg
Beheime Miterzieher



Von demselben Verfasser sind
im gleichen Verlage erschienen:

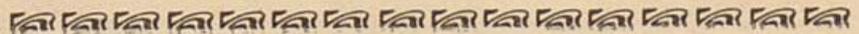
Deutsche Dichter=Abende. Eine Sammlung von
Vorträgen über neuere deutsche Literatur. Mit
Bildnis Liliencrons. 200 Seiten. Preis geheftet
2 Mk., geb. 3 Mk.

Als Einzeldruck aus diesem Bande:

Detlev von Liliencron. Mit Bildnis Liliencrons.
32 Seiten. Preis geheftet 0.50 Mk., geb. 1 Mk.

Im Sommer 1906 erscheint:

Stille Helden. Novellen. 223 Seiten. Preis
geheftet 2 Mk., geb. 3 Mk.



Beheime Miterzieher

Studien und Plaudereien
für Eltern und Erzieher

von

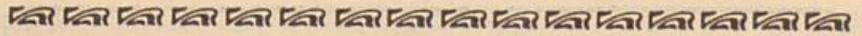
Dr. J. Loewenberg

3. verbesserte Auflage



Hamburg
Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze
1906

183

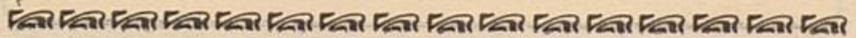


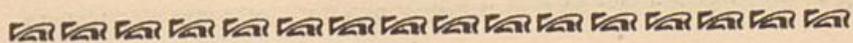
11
iBz
1695(3)



1983.02846

Alle Rechte
vorbehalten





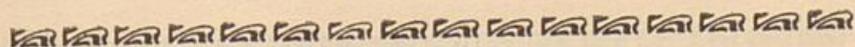
Herrn und Frau
Dr. M. Caro
in herzlicher Freundschaft



Das Buch ist Eigentum der Universitätsbibliothek Paderborn

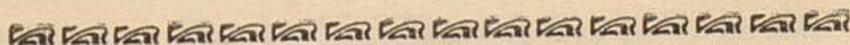
in der
Dr. M. Doro
Petri und Fran

Das Buch ist Eigentum der Universitätsbibliothek Paderborn



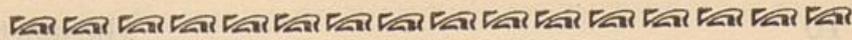
Inhaltsverzeichnis

	Seite
Borwort zur ersten Auflage	9
Borwort zur dritten Auflage	10
Geheime Miterzieher	11
Zwischen Schule und Haus	41
Zeugnis und Versehung	69
Was unseren Großstadt-Kindern fehlt	97
Kumm mit, wie wüllt int Gröne gan!	127
Unsere Volksmärchen	139
Schule und Dichtung	175
Anzeigen des Verlags	202



Inhaltsverzeichnis

1	Vorwort zur ersten Auflage
10	Vorwort zur dritten Auflage
11	Uebersicht der Abschnitte
14	Erstes Buch: Die Seele
19	Zweites Buch: Die Vernunft
27	Drittes Buch: Die Wissenschaften
127	Viertes Buch: Die Kunst
139	Fünftes Buch: Die Politik
175	Sechstes Buch: Die Ethik
202	Siebentes Buch: Die Metaphysik



Vorwort zur ersten Auflage.

Die meisten der nachfolgenden Studien und Plaudereien sind aus Vorträgen erwachsen, die ich im Laufe des letzten Jahrzehnts den Eltern meiner Schülerinnen gehalten habe. Daraus erklärt sich neben anderem, daß ich wiederholt auf Punkte hingewiesen habe, die mir besonders wichtig erschienen.

Ein größerer Teil dieser Vorträge wurde später in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Die lebhafteste Zustimmung, die sie bei vielen Lesern fanden, hat mich veranlaßt, sie nun als Buch herauszugeben. Dies Buch macht nicht den Anspruch, neue, schwere Ernten heimzubringen. Wissenschaft und Gründlichkeit sind nicht darin verstant. Es möchte nur als ein kleiner Kahn den mitfahrenden Leser in die Nebenarme des großen Heerstromes Pädagogik tragen und ihm da Einblicke und Ausblicke in das

weite, bunte Gefild der Kindesseele gewähren, die ihm sonst vielleicht verschlossen bleiben.

Hamburg, im Mai 1903.

J. L.

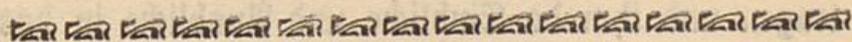
Vorwort zur dritten Auflage.

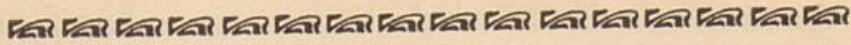
Schneller, als ich erwarten konnte, sind die beiden ersten Auflagen der „Beheimen Miterzieher“ vergriffen worden. Der pädagogische Zug, der unverkennbar unsre Zeit durchweht, hat vielleicht ebenso sehr dazu beigetragen wie die zahlreichen anerkennenden Besprechungen, die das Buch gefunden hat.

Die 3. Auflage erscheint in einem neuen Gewand. Sie bringt neben einigen kleinen Änderungen mancherlei Zusätze, die sich besonders auf die Aufsätze erstrecken, die wie „Was unseren Großstadt-Kindern fehlt“, „Kumm mit, wi wüllt int Gröne gan“, „Schule und Dichtung“ in das Gebiet der neuen kunstpädagogischen Bewegung eingreifen.

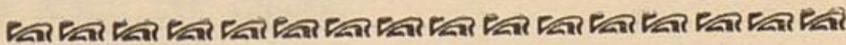
Hamburg, im Oktober 1905.

J. L.





Beheime Miterzieher



Das ist die erste Auflage des Buches...

Die zweite Auflage ist in der...

Die dritte Auflage...

Vorwort zur dritten Auflage

Die dritte Auflage des Buches...

Rechnungsmittel

Die Rechnungsmittel...

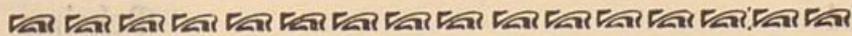
Die Rechnungsmittel...

Die Rechnungsmittel...

Die Rechnungsmittel...

Die Rechnungsmittel...

Das ist die dritte Auflage des Buches...



Haus und Schule umschließen die beiden Kreise, in denen sich vorzugsweise das Leben des Kindes bewegt; Erziehung und Unterricht sind die beiden Hauptfaktoren, durch die wir das Resultat einer wahrhaft harmonischen Bildung zu erreichen suchen. Da der Unterricht bekanntlich selbst erziehend wirken, in seinem innersten Kern der Erziehung dienen muß, so bleibt sie das Höchste und Wichtigste, dem alles andere sich unterordnen muß.

Der Stamm des Wortes Erziehung — ziehen — bedeutet, einen Gegenstand von einem Ort zu einem andern bewegen, eine Bewegung vornehmen, die zugleich eine Kraftanstrengung, eine Überwindung von Hindernissen in sich schließt, und bei der der Bewegende dem Bewegten vorausgehen muß. In der bei Pflanzen gebräuchlichen Anwendung des Wortes „Blumen ziehen“, „Bäume ziehen“, liegt schon zugleich die sinnige Nebenbedeutung des Pflagens, während mit der Vorsilbe „er“ eine Richtung, ein Ziel angedeutet wird. So ist die Voraussetzung der Erziehung die Möglichkeit der Einwirkung auf die Natur des Kindes.

Erziehen = pflegen in einer Richtung.

Über die Beschaffenheit dieser Natur gibt es zwei entgegengesetzte Standpunkte. Während der eine mit der Bibel sagt: „Des Menschen Herz ist böse von Jugend auf“, fängt Rousseau sein berühmtes Buch „Emil“ mit dem Satz an, daß alles gut aus der Hand des Schöpfers hervorgehe, alles unter der Hand des Menschen entarte. Beide haben Recht und Unrecht. Es ist unzweifelhaft, daß das Kind mit gewissen Anlagen zum Guten oder Bösen von Haus aus ausgestattet ist, daß von Natur aus seine Neigungen und Triebe mehr nach der einen oder andern Seite hinzielen. Selbst bei Kindern, die unter völlig gleichen Verhältnissen aufwachsen, wie bei Zwillingen, zeigen sich oft entgegengesetzte Eigenschaften; das eine ist nachgiebig, sanft, mitleidig, das andere herrschsüchtig, hart, grausam. Ganz ausrotten, umformen lassen sich diese Grundanlagen nicht; aber es liegt in unserer Macht, auf sie einzuwirken und in einer Zeit, wo des Kindes Tun noch jenseit von Gut und Böse liegt, sie fördernd oder hemmend zu beeinflussen, sie zu ziehen.

Diese Zeit nun, in die des Kindes eigentliche Erziehung fällt, ist aber eine, die von der Schule ganz unabhängig ist — es ist die Zeit bis zum 6. Lebensjahre. In dem Alter, in dem nach der Meinung vieler Eltern die Erziehung erst zu beginnen hat, sollte sie beinahe vollendet sein. In keiner Zeit lernt

das Kind so viel, ist es so empfänglich für jeden Eindruck, nimmt es eine solche Fülle von Anschauungen auf, erwirbt es einen so großen Schatz von Kenntnissen als in diesen ersten Jahren. Da wächst es körperlich wie geistig am stärksten, und alles andere, was es später dazu erwirbt, verschwindet im Verhältnis zu dem Erwerb dieser Jahre. Hier liegen die Grundlagen zu allen späteren Kenntnissen, hier sprossen die Wurzeln zu seinem späteren sittlichen Tun und Verhalten. Ob ein Kind klare oder getrübe Vorstellungen besitzt, ob es genaue oder flüchtige Beobachtungen macht, ob es wahr oder lügnerisch, gefällig oder zänkisch, gehorsam oder eigensinnig, bescheiden oder stolz ist, das alles entscheidet sich schon zumeist in diesen Jahren. Die Rute, die das Kind nach dem fünften Jahre noch verdient, meint Jean Paul, gebühre gewöhnlich seinen Erziehern.

Es ist eigentümlich, wie sich die lieben, guten Mütter oft sträuben, recht früh, in den ersten Monaten schon, mit der Erziehung zu beginnen. „Ach, das arme Wurm, was kann man denn von dem verlangen?“ „Laßt es erst zu Verstand kommen, dann wird es schon von selber anders.“ Aber das arme Wurm hat schon Verstand genug, daß es die Mutter beherrscht, daß es durch Schreien und Knurren seinen Willen zu erreichen sucht. Wenn

das Kind erst aus Einsicht und Überlegung das Rechte tut, dann ist es zum Erziehen zu spät, oder vielmehr dann ist ja die Erziehung vollendet.

Die Mittel der Erziehung in dieser Zeit — besonders in den ersten Lebensjahren — sind höchst einfach: Bewöhnung, Bewöhnung und abermals Bewöhnung, vor allem Bewöhnung an unbedingten Gehorsam. Das setzt freilich eine Ausdauer, eine Festigkeit voraus, wie sie die Mütter und auch die Väter nicht allzu häufig besitzen. Eine Mutter im Kampf mit ihrem Kinde zieht gewöhnlich den kürzeren; gegen die Träne im Auge des süßen Lieblings ist auch das vernünftigste Herz nicht gewappnet. Und wie wissen die kleinen Geschöpfe zäh zu halten! Wer einmal einen solchen Kampf in aller Stärke und Schwere kennen lernen will, der lese die ersten Kapitel im „Haus Curt“ von Björnson. Da erfährt man, welch eine ungeheure Fülle von Kraft und Selbstwillen ein Wesen noch fast im Säuglingsalter der Erziehung der Mutter entgegenzusetzen weiß. Ich selbst habe es einmal mit angesehen, wie ein kleines zweijähriges Bürschlein, das ein Buch auf die Erde geworfen hatte, sich mit erstaunlicher Macht wehrte, es wieder aufzuheben. Es schrie, stieß und wehrte sich, hielt die Hände krampfhaft geschlossen, als man es gewaltsam zwingen wollte, das Buch anzufassen, und wohl zwei Stunden lang dauerte

der Kampf, bis die Mutter endlich Sieger blieb.

Diesem Jungen wurde der Eigensinn und Trotz noch ausgetrieben; bei einem anderen zehnjährigen meiner Bekanntschaft war es schon zu spät dazu. Ich werde den Anblick nie vergessen, der sich mir in einem sehr feinen Hause in London bot. Bei einem Besuche fand ich im Wohnzimmer alle Decken vom Tische gerissen, alle Stühle umgeworfen, die Gläser zerbrochen, auf dem Sofa lag die Mutter in Ohnmacht, und vor ihr auf dem Boden, schreiend, heiser vor Wut, mit den Füßen trampelnd, wälzte sich der zehnjährige, älteste Sohn, ein Mutterkindchen, dem gerade einmal ein Wunsch nicht erfüllt war.

Wenn das Haus versagt, soll die Schule rettend eingreifen. Bewiß, die Schule soll und kann helfen, soll erziehend lehren, soll lehrend erziehen, soll eine Persönlichkeit mit festgeprägten Grundsätzen bilden helfen; aber im Vergleich zum Elternhause ist ihr Einfluß in der Erziehung nur ein beschränkter. Der festgegründeten Ordnung der Schule, der strammen Zucht fügt sich das Kind, auch das widerwilligste, sehr bald selber — sieht es doch gleich, wie seine Genossen es auch tun — so daß manches Kind, das den Eltern im Hause schweren Kummer bereitet, in der Schule sich zu ihrem Erstaunen gar nichts zu

Schulden kommen läßt. Es weiß, ich kann nicht anders, ich muß!

Hinzu kommt, daß das Kind in der Schule viel weniger Freiheit der Bewegung hat, daß ihm gar nicht Gelegenheit geboten wird, Fehler zu zeigen, die sich im Hause in üppigster Blüte entwickeln können. Man denke nur an die Mahlzeit und an alle Ungezogenheiten, die sich dabei so glänzend offenbaren können. Gegen derartige Fehler kann die Schule schwer ankämpfen, und es zeigt nur die Schwäche der Eltern, wenn sie die Hilfe der Schule dagegen anrufen oder sie gar dafür verantwortlich machen. „Die Kinder müssen wohl die zehn Gebote in der Schule nicht ordentlich lernen,“ meinte einst eine sehr naive, eine sehr gutmütige Mutter. „Und warum nicht?“ „Sie sind so ungehorsam, so trotzig, so frech gegen mich.“ „Ach so!“

Ja, wenn man mit Worten erziehen könnte — aber dann wäre die Erziehung auch keine Kunst mehr.

Und doch, selbst wenn des Kindes Natur von Haus eine gute ist, wenn Vater und Mutter vortreffliche Erzieher sind, wenn Schule und Lehrer ihnen hilfreich zur Seite stehen und der Samen alles Guten und Schönen in bester, reichster Weise ausgestreut wird: eines Tages tritt uns in dem wohlbekanntem Acker ein Fremdes entgegen. Un-

kraut wuchert empor, und wir fragen mit bangem Erstaunen: Woher kommt das? Wer hat diese Saat ausgestreut? Und forschen wir näher nach, so finden wir als Antwort: Die geheimen Miterzieher.

Wer sind die? O, es gibt deren Legion, abhängig von Zeit und Ort und Verhältnissen. Nur einige von denen, die von außen an das Kind herantreten, möchte ich charakterisieren; denn jene geheimnisvollen, die in der Natur des Kindes, in Anlagen und Vererbungen ruhen, die bedingt sind durch Land und Volk und Abstammung, entziehen sich zumeist unserer Beeinflussung.

Eins haben die geheimen Miterzieher alle gemeinsam, sie wollen nicht erziehen, wollen nicht auf das Kind einwirken, ihm keine Wachschmerzen bereiten, und darum gerade, weil das Kind nichts von einer Absicht merkt, üben sie einen um so größeren Einfluß.

Liebe, vertraute Gesichter treten uns unter den geheimen Miterziehern entgegen, Bekannte, Freunde und Verwandte, und vor allem die guten, ehrwürdigen Gesichter der Großeltern. Ja, auch sie in erster Linie beteiligen sich oft schädigend an dem Erziehungswerke. Rühmliche Ausnahmen gibt es natürlich hier wie überall. Die Großeltern sind in der Regel gegen die Kleinen viel nachsichtiger als

die Eltern; sie haben für jeden Fehler einen Grund, für jede Unart eine Entschuldigung, und suchen immer zu beschönigen, zu vertuschen, auszugleichen. „Ach, was ihr nur wollt; das Kind ist ja so herzlich, so gut und brav!“ Sogar Großeltern, die ihre eigenen Kinder streng und stark erzogen haben, lassen sich den Enkeln gegenüber die größten Erziehungsünden zu schulden kommen. Wie oft hört man nicht klagen: „Aber ich begreife euch nicht; ihr waret doch gegen uns selber so ganz anders, das und das, was ihr den Kleinen erlaubt, durften wir nie tun.“

Woher dieser Unterschied? Die Eltern wollen die Kinder erziehen, die Großeltern wollen sie lieben und vor allem geliebt sein. Sie können nicht mehr die Frucht abwarten und wollen sich darum an der Blüte erfreuen. Sie haben der Sorgen und Mühen genug gehabt und übersehen im milden Abendglanz des Lebens die Schroffen und Ecken, daran andere sich leicht stoßen. Und dann — es schlingt sich oft ein geheimnisvolles Band über die Eltern hinweg um Großeltern und Enkel; sie sehen körperlich wie geistig sich selber oder den geliebten Batten, oft den geliebten verstorbenen, im Kindeskinde wieder aufleben. Es ist, als ob sie ihre eigene Jugend in ihm schützen und Herzen müßten. — Aber das sind alles nur Gründe, die erklären, nicht ent-

schuldigen. Großeltern, die nur küssen und kosen, die nicht zürnen und strafen können, sind gefährliche Miterzieher.

Befährlicher und noch schlimmer als die guten Freunde, die da glauben, den Eltern zu Liebe dem Kinde Schmeicheleien sagen zu müssen, gefährlicher sind die alten Tanten, die den aufgespeicherten Schatz ihrer Liebe und Zärtlichkeit oft in bedrohlicher Weise über das Kind ausschütten. „Nein, was für ein süßes Gör, und was für schöne Augen es hat, und so ein liebes Zuckerpüppchen! Solch feines Kind gibt's nicht mehr!“ Ist es da zu verwundern, wenn die liebe Eitelkeit sich bald regt? „Mama,“ hörte ich einmal ein kleines Ding fragen, „ist es denn wirklich wahr, habe ich das wunderschönste Haar von der Welt? Tante Mine hat es gesagt.“

Nichts ist verderblicher für ein Kind als dieses ewige Bewundern, Beloben, Beräuchern. In Bezug auf ihre Gestalt und Kleidung, auf Stand und Besitz der Eltern sollten jüngere Kinder ganz unwissend bleiben. Die Kinder bilden sich ganz falsche Werte von diesen Dingen, und die „hübschen Zuckerpüppchen“ können später dem Ehemanne noch böse Stunden bereiten. Der Weg von der Eitelkeit zum Verlangen, Bewunderung zu erregen, zur Gefallsucht, ja selbst zum Hochmut und Standesdünkel ist kein so weiter.

Man soll überhaupt sparsam mit Lob und Beifall sein; aber für ein derartiges Loben und Bewundern sollten uns unsere Kinder viel zu gut sein.

Von größerem Einfluß auf die körperliche und geistige Entwicklung der Kinder als die Verwandten sind oft die Personen, die am meisten mit ihnen zusammen sind, die für sie zu sorgen haben, denen oft ihre ganze körperliche und geistige Erziehung anvertraut ist: die Dienstboten, die Wärterin, das Kindermädchen. Je vornehmer, je reicher, je höhergestellt eine Familie ist, desto mehr überläßt sie in der Regel die Erziehung in den wichtigsten Jahren fremden Leuten. Die Kinder aus solchen Ständen haben der Mutter gewöhnlich am wenigsten zu verdanken, viel weniger als das Kind der Tagelöhnerfrau, die ihren Liebling mit auf die Arbeit nehmen muß.

Ich möchte hier gleich bemerken, daß auch von solchen Personen natürlich ein günstiger, heilsamer Einfluß ausgehen kann. Man braucht bloß daran zu denken, was an dem größten, dem edelsten aller Erzieher, was an Heinrich Pestalozzi von einer Dienstmagd getan wurde. Sie war erst drei Monate im Hause, als der Vater auf dem Sterbebett zu ihr sagte: „Babeli, um Gottes willen, verlaß meine Frau und meinen Jungen nicht.“ Und die arme, niedere Magd mit dem reinen, tiefen Herzen blieb ihr ganzes Leben lang bei der Familie, schlug selbst

eine gute Heirat aus, um ihr einmal gegebenes Wort zu erfüllen, und machte sich um den kleinen Heinrich so verdient, daß ihr alle Mütter, alle Menschen zu Dank verpflichtet sind. Aber wer kennt denn das arme Babeli? Wer kennt denn in nicht-pädagogischen Kreisen selbst den großen Pestalozzi?

Je gewaltiger nun der Einfluß der Dienstboten sein kann, um so wichtiger ist es, ihn zu kontrollieren. Wie bedeutsam sind sie allein für die körperliche Entwicklung des Kindes! Wie manches Kind hat an ihrer Unachtsamkeit sein Leben lang zu leiden. Und nun erst ihr Einfluß auf die Entwicklung des Geistes! Wie mangelhaft, wie verkehrt kann er sich entwickeln, wenn oft ungebildete, wunderlich oder vorurteilsvoll denkende Personen die Pflege der Sinne, der geistigen Fähigkeiten leiten, wenn durch sie der Grund zum Guten gelegt werden soll. Der Wärterin, des Kindermädchens nächstes Ziel ist, daß das Kind ruhig und zufrieden ist und ihr wenig Last mache. Und diesem Ziel zuliebe werden leicht alle Launen befriedigt, Eitelkeit und Selbstsucht geweckt, Eigensinn und Ungehorsam gefördert und oft törichte Furcht, Furcht vor Gespenstern, vor dem „schwarzen Mann“ und dergleichen wachgerufen. —

Ich setze als selbstverständlich voraus, daß eine vernünftige Mutter nicht duldet oder gar verlangt,

daß das Mädchen für das Kind nur eine Dienerin, nur eine Sache sei, an der das Kind allen seinen Launen frönen kann. Wenn das Kind nicht angehalten wird, in dem Dienenden auch den Erwachsenen zu sehen, gegen den es freundlich, gefällig sein muß, der über ihm steht, von dem es nicht jeden Dienst verlangen darf, dann ist die Wirkung auf das Gemüt des Kindes eine höchst verderbliche. Aber wie es auch sei, das Beste bleibt immer, daß die Mutter soviel als möglich um das Kind sei. „Jeder Bissen Brot,“ sagt Pestalozzi, „den das Kind isst, wird, wenn die liebende Mutter ihn in die Hand gibt, für seine Bildung zur Liebe und Tätigkeit etwas ganz anderes bedeuten, als wenn es diesen Bissen von fremder Hand empfängt.“ Eine geistig sehr hochstehende Frau, die für ihre drei kleinen Kinder ganz allein sorgte, fragte ich einst, ob sie sich denn kein Kindermädchen nehmen wollte, und lachend erwiderte sie: „Wenn ich mir noch ein Mädchen nehme, nehme ich mir ein Mädchen fürs Haus — Kindermädchen bleibe ich selber, so lange ich kleine Kinder habe.“

Eine ganze Flut geheimer Miterzieher umdrängt das Kind mit einem Schlage, wenn es aus dem Hause in die Schule tritt. Schon am ersten Tage, in der ersten Stunde wendet sich das kleine Köpfchen fortwährend hin und her: wie sitzt denn dein

Nachbar? wie steht jenes Kind auf? wie antwortet dieses? Unbewußt und ungewollt beeinflusst eins das andere, und oft in gefahrdrohender Weise. Man könnte leicht, wenn solche verderbliche Fälle von Beeinflussung vorliegen, auf den falschen Gedanken kommen, es sei am besten, ein Kind nur in der Familie zu erziehen, aber jenes Zusammenleben hat auch seine großen Vorzüge. Es weckt den Gemeinsinn der Kinder, es bereitet auf das Leben vor und macht das Kind mit einer Menge der verschiedensten Verhältnisse vertraut. Mancher Fehler, den die Erziehung im Hause begünstigt, wird durch die Mitschüler leichter als durch Eltern und Lehrer gebessert. Gegen Trotz und Eigensinn sind sie selber rücksichtslos; wer zänkisch und unverträglich ist, wird an die Seite geschoben, wer eitel und eingebildet ist, verspottet, wer sich überhebt, durch eine stärkere Kraft gedemütigt, wer weichlich und ungeschickt ist, verlacht.

Besonders sind es die Knaben, die ein gutes Regiment zu führen wissen. Kommt da so ein hochmütiges, verzogenes Mutterkindchen und glaubt, ihnen gegenüber auch den Herrn spielen zu können, da wird ihm bald gezeigt, „was eine Harke ist“. Es geht nicht anders, will er nicht allein stehen, muß er sich fügen. Ohne daß sie ihn kennen, verwirklichen sie den Rückertschen Spruch:

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Daß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

Und wenn sie das Behauen auch zuweilen gar zu wörtlich nehmen, es sind gewöhnlich erfreuliche Wirkungen, die sie erzielen.

Daneben freilich drohen auch die größten Gefahren, die durch das Beispiel eines schlechten, verdorbenen Schülers entstehen und für das Gemüt und die Sittlichkeit des Kindes gleich verderblich sein können. Leichter noch als die Lehrer können die Eltern eine solche Gefahr entdecken, da das Kind sich im Hause freier gibt als in der Schule. Und natürlich ist es ihre Pflicht, wo sie eine solche sehen, den Lehrer darauf aufmerksam zu machen. Aber in der Erkenntnis dieser Gefahr, in der Furcht vor derselben suchen die Eltern sie oft auf ganz falschem Wege zu vermeiden. — Und hier muß ich ein Wort über die Privatschule sagen.

Die erste Forderung vieler Eltern an eine Schule ist nicht, daß sie etwas Tüchtiges leiste, daß eine straffe Zucht, ein gesunder, humaner, von Vorurteilen unbeeinflusster Geist darin herrsche, nein, die erste Forderung ist: „Unsere Kinder müssen einen feinen Umgang haben.“ Wohlverstanden, einen feinen Umgang, nicht etwa einen guten. Aber der

feine Umgang wird gleichbedeutend gehalten mit dem guten, wie man ja auch sagt: er ist aus „guter“ Familie, aus „besseren“ Kreisen, wenn man nichts anderes sagen will als: er ist aus reicher oder vornehmer Familie. Als ob die Väter und Mütter in dem Kreise der höheren Beamten, der Beheim- und Kommerzienräte, der Großkaufleute und Großkapitalisten bessere Väter und Mütter wären als in dem der Handwerker und Arbeiter, der kleinen Gewerbetreibenden und Subalternbeamten, als ob jene sich mehr um die Erziehung ihrer Kinder bekümmerten als diese und mit der wachsenden Einkommensteuer auch der Verstand und das Gemüt, die Bewissenhaftigkeit, die redliche Pflichterfüllung, die Nächstenliebe, kurz alles das, was den Menschen zum Menschen macht, in gleicher Progression steige und natürlich vermehrt sich auf die Kinder vererbe! Als ob es nicht häufig umgekehrt wäre, als ob die Summe guter, rein menschlicher Eigenschaften in den unteren Ständen nicht oft höher sei, als in den oberen!

Feiner Umgang! Und wenn nun eure Kinder mit den Kindern eines Tischlers, eines Brünhokers, eines Tagelöhners spielten und verkehrten, brauchtet ihr euch dessen zu schämen?

Wir Erwachsenen beklagen uns oft darüber, daß ganze Gesellschaftskreise sich uns fernhalten und verschlossen bleiben, und wir drängen unsere Kinder in

dieselben Kasten-Anschauungen hinein. Wir treiben sie selber bewußt und unbewußt zu einer hochmütigen Verachtung der nicht durch die Natur, sondern durch das Erbrecht weniger bevorzugten Kinder, zu einer Verachtung, die zur Selbstsucht, zum Standesdünkel, zum Rassen-, Klassen- und Religionshaß führt. Und fallen die gefährlichen Folgen auf uns zurück, dann wollen wir nicht begreifen, daß wir in der Sucht nach dem „feinen Umgang“ es mitverschuldet haben.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Privatschule auf diesem Gebiet der geheimen Miterziehung große Sünden begangen hat. Sie hat sich in vielen Fällen dazu herabgewürdigt, lediglich eine Standeschule, eine Kastenschule zu sein. Da gibt es Schulen für Töchter höherer Stände, für die Kinder höherer Beamten und Militärs, für die der Geburt- und Geldaristokratie, Schulen für die Kinder der Freidenker und für die der Orthodoxen. Als ob die Schule abschließen, nicht anschließen sollte, als ob sie Offiziers-, Geheimrats- und Bankiersaspiranten und nicht Menschen, nichts weiter als Menschen bilden sollte!

Man sehe sich nur einmal die Produkte an, die aus solchen Schulen hervorgehen. Daher die Spötereien über die „höheren Töchter“, die Geschöpfe mit den großen Ansprüchen und dem geringen Wissen und Können. „Die verzogenen Töchter von reichen

oder sehr angesehenen Familien pflegen in Privatschulen bei dem geringsten Tadel oder bei Entziehung des erwarteten Lobspruches in Weinkrämpfe zu verfallen und den entsetzten Schulvorsteherinnen solche Szenen zu bereiten, daß ihnen flugs lobende Worte gespendet werden." — „Einst brachte ein hochgestellter Beamter seine Tochter dem Direktor mit den Worten: „Hier die Erste der großen Privatschule in N., das Fräulein hat sie stets ihre Perle genannt," — beiläufig, in einer „ersten Privatschule" gibt es immer einige Duzend Perlen. — Und diese Perle vernichtete kurz vor der Ausstellung aus Ehrsucht und Scheelsucht die sämtlichen Zeichnungen ihrer Mitschülerinnen. Das erzählt uns der Pädagoge Albert Böhr, der Direktor einer höheren und mittleren städtischen Mädchenschule, und derselbe Mann berichtet uns, daß in den 15 Jahren, da er beide Schulen geleitet, die Mädchen der ersten Klasse der Mittelschule sich vor denen der höheren Töcherschule durch Fleiß, Bescheidenheit, Sittsamkeit ausgezeichnet haben. Das gibt zu denken. Man sieht, die höhere öffentliche Mädchenschule, wie sie jetzt besteht, denn auch sie ist zum großen Teil Standes- und Geldschule, kann nicht helfen. Gründliche Reform kann nur die angestrebte Einheitschule bringen.

Gewiß, prüfet sorgsam die Kinder, mit denen die eurigen vertraut verkehren, prüfet sorgsam die Fami-

lien, in die ihr sie schickt; aber legt bei dieser Prüfung die reine Menschlichkeit zum Maßstabe und nicht den Stand oder den Geldbeutel. Das sind zwei geheime Miterzieher, die direkt ins Verderben führen.

Neben den genannten Personen, den Verwandten, Dienstboten, Mitschülern, die, ohne daß man sie gewöhnlich in Betracht zieht, die Erziehung so wesentlich beeinflussen, üben auch jene Veranstaltungen oft einen gefährlichen Einfluß aus, die von den Eltern nur gemacht werden, um dem Kind eine Freude zu gewähren. Die Kleine hat Freundschaften in der Schule geschlossen, die Eltern haben Freunde, mit deren Kindern sie verkehrt; da müssen die Kinder doch einmal eingeladen werden, und eines schönen Tages wird eine Geburtstagfeier, ein Kinderball, eine Kindersoiree veranstaltet. Die Kinder sollen sich freuen. Fürwahr, nichts besser als das. Ein Kind ohne Freude ist wie ein Schmetterling ohne Flügel. „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen,“ sagt Jean Paul, der große Herzenskenner. Wer sie einmal beim Spiel beobachtet hat, wie sie sich frei und ungezwungen geben, wie sie in ihrer reichen Phantasie mit den kleinsten Mitteln die größte Wirkung erreichen, wie sie in Lust und Jubel Erd und Himmel um sich vergessen: der muß schon recht verhärtet sein, wenn ihm das Herz nicht mitschlägt in Jubel und Freude. Aber

das Schönste dabei ist die Anspruchslosigkeit, mit der sich Kinder über das Kleinste freuen können.

Ich beobachtete einmal einen Trupp Knaben, die aufs herrlichste Indianer spielten, weil einer von ihnen eine Hahnenfeder gefunden hatte. Eine Gesellschaft kleiner Mädchen vergnügte sich aufs prächtigste, weil eine auf den glorreichen Gedanken gekommen war, sie wollten sich alle mit „Sie“ und „Fräulein“ anreden. „Fräulein Anna!“ „Fräulein Else!“ Das war ein Bekicher und ein Betue, und helle Fröhlichkeit lachte aus aller Augen. Ich bleibe jedesmal stehen, wenn ich Kinder nach der Straßemusik tanzen sehe. Glückliche Geschöpfe, wie werdet ihr euch noch in späteren Jahren nach diesen reinen, unschuldigen Freuden zurücksehnen!

„Nichts Schöneres als Kindertanzen, nichts Häßlicheres als Kinderbälle.“ Der Aufwand, der dabei gemacht wird, dieses Herauspuzen, dieses Bespiegeln und Vergleichen, alles das muß den Glauben in dem Kinde wecken, daß es doch eine gewaltig wichtige Persönlichkeit sei, muß seine Eitelkeit, seinen Selbstdünkel erregen. Was ihm geboten wird, ist nicht mehr Freude, ist Amusement. Es ist den Kindern eigen, daß sie die Erwachsenen nachahmen; aber diese Kinder spielen nicht mehr den Erwachsenen, sie spielen sich auf als Erwachsene. Man achte darauf, welchen Wert sie auf ihren Putz legen, mit

welchen eifersüchtigen oder schadenfrohen Augen sie die Kleider des andern Kindes mustern, wie sie Speisen und Getränke bekritteln. Nicht im Spiel und Scherz, allen Ernstes redet das zwölfjährige Herrchen das zehnjährige Dämchen mit „Sie“ an, führt es, mit „Glacéhandschuhen“ geschmückt, zu Tische und erzählt ihm, daß die Einladungen zu dieser Gesellschaft nicht einmal „lithographiert“ gewesen seien.

Und wie auf den Bällen, so auf den „Soireen“ und Geburtstagsfeiern. Geburtstag! Mag ein Kind mit seinen Geschwistern, mit einigen Freunden oder Freundinnen sich eines Festes freuen, das ihm gehört, ihm ganz allein, nur keine großen Vorbereitungen, nur keine Veranstaltungen, als ob der Welt ein Heil widerfahren sei, daß das kleine Geschöpfchen so gnädig war, auf ihr zu erscheinen. Das Kind soll seine Abhängigkeit, sein sich Unterordnen müssen fühlen, es soll bewahrt werden vor Überhebung und Selbstsucht.

Und noch eins, mag das Kind nun seinen eigenen Geburtstag feiern oder mögen im Hause selbst Feste begangen werden, lasset sie niemals ein Grund sein, daß das Kind seine Pflicht vernachlässige. Es ist ein Fehler unserer Erziehung im allgemeinen, daß sie zu milde, zu nachsichtig und rücksichtsvoll ist. Ach, das Leben ist so hart und unerbittlich, denkt manche

Mutter, warum soll ich meinem Liebling die jungen Tage nicht so angenehm wie möglich machen? Aber gerade weil das Leben so hart und unerbittlich ist, weil es gar keine Rücksicht kennt und nimmt, darum sollen wir unsere Kinder schon früh darauf vorbereiten, damit sie stark genug sind, den harten Kampf aufzunehmen, und nicht gleich beim ersten Stoß wehrlos niederfallen. Noch nie hat ein erwachsenes Kind darüber geklagt, meine Eltern haben mich zu sehr zur Arbeit, zur Erfüllung meiner Pflicht angehalten, wohl aber, sie sind zu milde, zu gut gegen mich gewesen.

Was unserer Jugend not tut, das ist Arbeitslust und Pflichtgefühl. Ein Hang zur Faulheit und Bequemlichkeit steckt in uns allen. Ein alter Professor in Königsberg pflegte seine Vorlesungen über Anthropologie mit den Worten zu beginnen: „Der Mensch ist von Natur eine faule Bestie, er tut nur so viel, wie er tun muß, und hat keine Neigung für das, was er tun soll.“ Man hüte sich, diese Neigung zur Trägheit, zur Pflichtverletzung, die von den geheimen Miterziehern „Kinderfestlichkeiten“ stark unterstützt werden, noch mehr zu befördern. „Mama, da ich heut' Geburtstag hab', gib mir einen Entschuldigungszettel, daß ich eine Stunde früher nach Hause gehen darf, oder daß ich zu morgen keine Hausarbeiten zu machen habe.“ „O gewiß, gern, mein Herz!“ —

Aber wie viel schöner würde es lauten, und wie viel wohler würde dem Kinde sein, wenn dieselbe Mutter sagte: „Pfui, Schäme dich, bist ein ganzes Jahr älter geworden und willst nun den ersten Tag des neuen Jahres damit beginnen, daß du fauler bist als sonst, daß du weniger Gutes und Nützliches tust als sonst? Das wäre mir eine schöne Geburtstagsfeier!“

Fürwahr, es kommt im Laufe der langen Schuljahre nicht darauf an, ob ein Kind eine Schulstunde mehr oder weniger, ob es eine Hausarbeit besser oder schlechter gemacht hat, aber worauf es unter allen Umständen ankommt, wozu es immer und immer wieder angehalten werden muß, das ist das Bewußtsein: Du sollst! Das ist deine Pflicht, und die mußt du erfüllen!

Neben gewissen Personen und Veranstaltungen möchte ich noch auf die Örtlichkeiten hinweisen, die auch als geheime Miterzieher einen starken Einfluß ausüben können. An und für sich prägt jeder Ort, an dem das Kind seine Jugend verbracht hat, prägen die Räume des Elternhauses tiefe und unverwischbare Spuren in seine Seele ein. Aus den Liedern unserer Dichter klingt uns wider, ob unter grauem, nordischem Himmel, ob unter der heiteren, südlichen Sonne ihre Kindheit dahingeflossen. Viele von Ibsens Gestalten sind nur in seiner nebelsternen, nordischen

Heimat denkbar, und in Storms Dichtungen kehrt immer das Leitmotiv wieder, das in seinem Heimatsgedicht anklingt:

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt.

Doch diese Miterzieher sind wie die schon früher erwähnten unserer Beeinflussung entzogen. An andere Orte denke ich. Das sind diejenigen, wohin die Kinder geführt werden, damit sie Dinge sehen und hören, die in erster Linie nur für die Erwachsenen berechnet sind: Theater, Zirkus, und all' die mannigfachen Schaustellungen, die das Leben einer Großstadt bietet. Kinder können solche Dinge selten zu spät, wohl aber häufig zu früh sehen. (Die von Lehrervereinigungen in Hamburg und anderen Orten veranstalteten Dramenaufführungen und Konzerte kommen natürlich hier nicht in Betracht, da sie ja für gereifte Schüler ausgewählt sind und außerdem noch auf sie vorbereitet wird.) Das Feierliche, Geheimnisvolle, Prunkvolle, Schimmernde übt einen mächtigen Reiz auf die Sinne der Kinder aus und lenkt im Bunde mit dem Halbverstandenen die Phantasie in pfadlose Weiten. Unklare Lustgefühle, Wünsche und Begierden regen sich, die dem ganzen Streben eine veränderte Richtung geben können. Ein zehnjähriges Mädchen vom Dorfe, das auf einer Reise zum ersten Male in einer Großstadt

einen Zirkus gesehen hatte, kannte auf Jahre hinaus keinen lebhafteren Wunsch, als Kunstreiterin zu werden.

Aber auch umgekehrt, Schreck und Angst und Grauen können auf die Kinderseele an solchen Orten verderblich wirken — vor allem im Theater. Die Kinder werden meistens viel zu früh dahin mitgenommen, selbst die beliebten Weihnachtsvorstellungen passen nur selten für sie. Es wird zu wenig bedacht, wie beunruhigend, verwirrend, tief aufregend eine solche Vorstellung wirken kann. Man will dem Kinde eine Freude bereiten. Und doch sah ich, wie im „Rotkäppchen“ ein kleines vierjähriges Mädchen in dem Augenblicke, wo der Wolf das Kind verschlingt, laut aufschrie, sich todesbang, an allen Gliedern zitternd, an die Mutter anklammerte und in eine Art Krämpfe verfiel. — Ein Glück, daß ein Kind leicht vergift, aber von Erregungen solcher Art bleiben immer Spuren zurück.

Ein Ort, der in Großstädten bei der Jugend und für die Jugend besonders beliebt ist, bedarf noch der besonderen Erwähnung: der Zoologische Garten. Daß er mit seiner Fülle von Anschauungsobjekten aus Tier- und Pflanzenwelt, seinen Teichen und Wasserfällen und Spaziergängen ein in vieler Hinsicht günstiger Aufenthalt sein kann, will ich nicht

bestreiten, aber daß er auch seine Gefahren hat, wissen — die Wärter und die Eltern, die ihre größeren Kinder dort sorgsam beobachten. „Es gibt da so viel zu lernen,“ meinen auch manche Eltern. Nun hat es seine eigentümliche Bewandnis mit solchem Lernen, besonders wenn die Kinder es auf eigene Faust betreiben. Ich meinerseits bin überzeugt, daß im gewissen Alter eine ganze Reihe der verkehrtesten Vorstellungen bei unseren Kindern durch den Zoologischen Garten hervorgerufen wird. Unsern Großstadtkindern gelten der Bär, der Tiger, vor allem der Elefant als Haustiere. Sie kennen sie besser als Kuh, Ziege und Schaf, und fragt man sie, welche Vögel überwintern bei uns, so kann man darauf wetten, daß eins oder das andere immer sagt: Der Paradiesvogel, der Strauß und die Papageien. Ein Tertianer schrieb mir einmal frohgemut in einem Aufsatz „Vorboten des Frühling“: „Man erkennt das Nahen des Frühling“ daran, daß die Elefanten rausgelassen werden.“ —

Das ist eine kleine Blütenlese aus der großen Zahl der Miterzieher. Es sind ihrer, wie gesagt, Legion. Sie brauchen nicht immer stetig zu wirken; ein sorgloses Wort, eine hingeworfene Bemerkung setzt sich fest in der Seele des Kindes, wie ein vom Winde entführtes Samenkorn — und je nachdem sproßt eine Blume, ein Unkraut daraus empor.

Überall ist das Kind von ihnen umgeben, in Haus und Schule, bei seinen Büchern und seinen Spielen, auf der Straße und im Garten. Manchmal in der Larnkappe unsichtbare Stöße führend, manchmal mit offenem Visier, zuweilen als Huldgöttin und Lichtelfen und zuweilen als Schwarzelfen und Unholde nahen sie, Gutes und Böses bringend, aber nicht immer ist ein getreuer Eckart da, der die Kinder warnt und belehrt.

Wie können wir's denn? mag manch ängstlich besorgtes Mutterherz denken; wenn der Miterzieher so viele sind, wenn sie so geheim wirken, wie können wir ihnen entgegenarbeiten? Muß man doch jeden Augenblick befürchten, daß all unsere Sorgfalt und Aufopferung von einem Dritten unbekümmert zunichte gemacht werden kann. Da müßte man ja stets bei dem Kinde sein, stets mahnen und raten und behüten.

O nein, die große Kunstregel der Erziehung lautet: Erziehe so wenig wie möglich! Das heißt nicht, kümmere dich so wenig wie möglich um deine Kinder, nein, Sorge für einen gesunden Boden, für Luft und Licht, halte die schädlichen Einflüsse, den versengenden Sonnenstrahl, die tötende Kälte fern, aber dränge dich nicht fortwährend mit tausend Lehren und Ermahnungen und Anweisungen in das stille Wachstum des Kindes hinein. Laß es

gar nicht merken, daß du erziehst, und beschränke dich mit deinen Befehlen und Regeln. Mit 10 Geboten ist das ganze sittliche Verhalten der großen Menschheit bestimmt, sollte die kleine Kinderwelt nicht mit viel weniger auskommen?

Hüte dich vor der Erziehung durch Worte, aber erziehe durch Beispiel, — alle Erziehung ist zugleich Selbsterziehung — erziehe durch Gewöhnung. In den ersten Lebensjahren gehört das Kind ja dir allein, der fremden Miterzieher sind noch wenige, und alle kontrollierbar, da lege du den Grund zu allem Guten und Schönen.

Und lebt die Mutter dem Kinde ein Beispiel, ist sie die sorgsame, züchtige, weise Hausfrau, wie der Psalmist, wie der Dichter sie schildert, „die Mutter der Kinder“, ist der Vater ein ganzer Mann, ein Muster treuer Pflichterfüllung, ein Vorbild redlichen Fleißes und edlen Strebens, und wirken beide in Frieden und Eintracht, dann glänzen am Himmel des Kindes die Gestirne, die ihm unverrückbar den Weg zeigen.

Nicht alles steht in unserer Macht, vieles ist gegeben und unabhängig von uns, Art und Wesen der Pflanze, Wind und Wetter und Sonnenschein; aber wir können den Boden verbessern, darin sie wächst, wir können den Tau spenden, wenn der Himmel verschlossen ist, und wir können die wilden

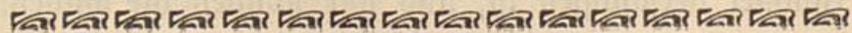
Schößlinge schneiden und dem schwankenden Stamm
eine Stütze geben. Wie sagt doch Rückert?

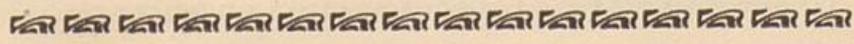
„Etwas liegt an der Art, die Gott dem Keim
verliehn,

Und etwas auch an der, wie du ihn wirst erziehn.

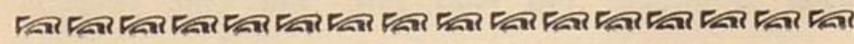
Das Höchste ist die Günst, womit der Himmel
waltet,

Das Nächste ist die Kunst, womit der Gärtner
schaltet.“





Zwischen Schule und Haus



Das ist die erste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.

Die zweite Seite des Buches ist ebenfalls sehr interessant.

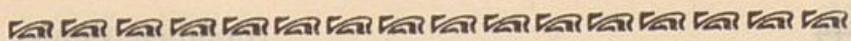
Die dritte Seite des Buches ist ebenfalls sehr interessant.

Die vierte Seite des Buches ist ebenfalls sehr interessant.

Die fünfte Seite des Buches ist ebenfalls sehr interessant.

Zwischen Schule und Haus

Das ist die letzte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.



Weit hinter uns in rosiger Ferne liegen die Tage der Kindheit, die uns heute, da wir daraus vertrieben sind, ein sonniges Paradies dünken. An den Pforten dieses Paradieses halten zwei Wächter Wacht, der eine fast immer milde und gut und freigebig, der andere ernst und strenge und Arbeit heischend, der eine nach dem Baum des Lebens, der andere nach dem der Erkenntnis weisend: Haus und Schule.

fein

Es gibt wohl kaum einen größeren Wechsel im Dasein des Kindes, als den, wenn es von dem einen zum andern geführt wird. Der erste Schultag bildet eine Grenze im Leben, wie sie einschneidender kaum wiederkehrt.

Bis dahin war das Haus die Welt des Kindes, jeder Korridor ein Meer, jede Kammer ein Erdteil. Und darin schaltete es frei, trotz Vater und Mutter, ein unbeschränkter Herrscher. Es stand auf, wenn es ausgeschlafen hatte, es aß und trank, wenn es Hunger und Durst fühlte, es spielte, wenn die Lust es ankam, es legte sich nieder, wenn es müde war, es stand oder saß, ging oder lief, plauderte oder

schwieg, wie es ihm beliebte. Keine Sorge und keine Last drückten es, das Morgen war ein fernes Unbekanntes, an das es höchstens einmal in froher Erwartung dachte: „Un wenn ich noch mal schlafen hab', un wenn ich wieder aufsteh', un denn is Geburtstag.“

Da kommt die Schule, und mit einem Schlage ist alles verändert. Es ist, als wenn eine graue Nebelwolke über eine sonnige Landschaft gefahren. Von nun an heißt es: Du mußt! Du mußt zu der und der Zeit aufstehen, du mußt zu bestimmter Zeit das Haus verlassen; mußt dich stellen und dich setzen, kommen und gehen, sprechen und schweigen, nicht wie du's willst, nein, wie man's dir befiehlt. Und jetzt mußt du auch an den morgigen Tag denken; denn zu morgen muß das und das geschrieben, das und das gelernt sein.

Ja, jetzt kommen sie, die treuen Begleiter des Menschen, die Sorgen. Von dem ersten Tag an, da du zur Schule gehst, sind sie da, und sie lassen dich nicht, bis man dein müdes Haupt zur Ruh gebettet. Das Paradies der Kindheit ist eigentlich zu Ende, der Ort, wo alles von selber wächst und blüht und reift; in den Garten der Kindheit wirst du geführt, wo man gräbt und säet und pflanzt, und wo man auch Unkraut jätet und wilde Ranken schneidet.

Ahnt das Kind, was ihm bevorsteht? Mit einem

gewissen Zagen und Bangen überschreitet jedes Kind, das schüchterne Mädchen wie der wildeste Bube, zum erstenmal die Schwelle der Schule. Sind auch jene Zeiten vorüber, da man dem Kinde die Schule als ein Schreckgespenst vormalte, als einen Bußmann, der in einem Tage alles nachholen sollte, was die sanfte, nachgiebige Mutter bislang an Schelten und Schlägen — und Erziehung gespart: „Warte nur erst, wenn du zur Schule kommst!“ Sprechen vernünftige Eltern auch nicht so von der Schule, so ist doch das kleine Wesen gewöhnlich sehr traurig und fühlt sich ganz verlassen, wenn Vater oder Mutter, die es zur Schule geführt haben, fortgehen und es nun mit einem Male allein und einsam unter lauter fremden Besichtern steht.

Mit raschem Entschluß springt es da wohl auf und eilt mitten aus der Klasse nach der Türe. „Wohin, mein Kind?“

„Ich will nach Mama!“ ruft es schmerzlich weinend.

„Das geht nicht, Kind, du mußt jetzt hier bleiben.“

„Ich mag aber nicht hier sein, ich will nach Hause.“

„Später, mein Kind, erst will ich euch eine Geschichte erzählen.“

Und mit sanfter, aber fester Hand wird es zum Platz zurückgeführt. Da mögen wohl Erinnerungen an böse Stiefmütter, an Hänsel- und Gretelgeschichten

durch die junge Seele gehen, die in ihrer Verlassenheit ausschaut, ob denn kein guter Geist die finstere Türe öffnen will.

Doch über diese Stimmungen kommt das Kind bald weg. Neben dem Zagen und Bangen lebt noch ein andres in seiner Seele. Es weiß, nun gibt es etwas Neues, und für ein Neues ist jedes Kind zu haben. Außerdem ist mit dem sechsten oder siebenten Lebensjahre der Tätigkeitstrieb des Kindes so groß, daß das gewöhnliche Spiel nicht mehr ausreicht, und daß es gebieterisch nach Beschäftigung und Arbeit verlangt, nach einer Arbeit, die Ziel und Zweck hat, die nützt und freut. Und kann es auch natürlich den Zweck der Schularbeit noch nicht einsehen, es empfindet doch, ich tue da etwas, was erwachsene Personen auch tun, was sie gern getan sehen; es fühlt, ich bin eine Stufe höher gestiegen, ich bin mehr als ein Spielkind, bin, was ältere Brüder oder Schwestern sind, ein Schulkind. Und mehr sein, größer werden — wachsen will ja jedes Kind.

Natürlich trägt ja auch die Schule Sorge, dem Kinde den Übergang zu erleichtern (sollte es wenigstens tun), gestattet ihm manche Freiheit, schließt sich in Ton und Ausdrucksweise ganz dem Hause an, so daß das kleine Geschöpf sich bald heimisch fühlt und oft ganz vergißt, wo und warum es da ist, und offen alles ausplaudert, was ihm auf der

Seele liegt. Wie ein Bächlein, das den Berg hinunterspringt, rieseln ihm die Worte vom Munde, und wenn man nicht ein Wehr vorsezt, geht es endlos weiter und von allen Seiten rauscht es herbei: „Du, weißt du, ich habe eine Tante“ — „Und ich hab' einmal einen Hund gesehen“ — „Und einmal war ein Gewitter, da hat mein Vater“ — „Meine Mutter ist einmal in einen Graben gefallen, und da kam der Storch und“ — Die Furcht vor dem Lehrer schwindet bald. Am Ende ist er nur ein großer Spielkamerad, aber ein netter, vor dem man sich nicht zu scheuen braucht. „Hast du schon mal ein Wort gehört, das mit einem A anfängt?“ fragte ich einmal einen kleinen Abschwüzen, der Adolf hieß, „ich möcht' einmal gern eins hören.“ Und im Tone des tiefsten Mitleids erwidert der Junge: „Hast du denn mein lebtag noch keins gehört?“

Kommt nun das Kind vom ersten Schultage nach Hause, da bringen die Eltern ihm etwas entgegen, was man ihnen für die Dauer der Schulzeit aufs lebhafteste wünschen möchte: Interesse für alles, was in der Schule mit dem Kinde und in ihm vorgegangen. Und selbst die ärmste, vielbeschäftigte Mutter, selbst der arbeitüberhäufte, sorgengedrückte Vater — an dem Tage fragen sie gewiß: „Nun, wie ist's gegangen?“ Und wenn dann der kleine Abschwüze sich stolz hinstellt und von hunderttausend

Dingen erzählt und mit der wichtigsten Miene von der Welt in der Luft vormalt, was er gelernt hat: „Ich setze an: auf — eins, ab — zwei, auf — drei, Punkt!!!“ und bei dem Worte Punkt eine Bewegung macht, als wollte er das Zentrum der Welt durchbohren, dann denken die Eltern freudestrahlend: Gut geht's, natürlich gut.

Aber bald will's nicht mehr gut gehen. Das Kind ist vielleicht unbegabt, träge, zerstreut, unaufmerksam, der rechte Lehrer weiß das schon nach kurzer Zeit; aber die Eltern sollen nun eine Erfahrung machen, die sie bisher nicht machen wollten, nicht machen konnten. Ihr Kind unbegabt? Wie kann das Ding plaudern, welche drolligen Antworten gibt es, welche klugen Einfälle hat es! Sollte ihm auch der Lehrer kein Unrecht tun; vielleicht gar andere Kinder vorziehen? Bewiß, unser Kind, ein Kind, dessen Eltern wir sind, kann das unbegabt sein?

Solche Erwägungen und Gedanken sind den Eltern und besonders denjenigen, die ihr erstes oder gar ihr einziges Kind zur Schule schicken, nicht zu verargen. Selbstverständlich, ihr Kind, als Kind allein, als ihr Kind an sich betrachtet, ist klug und begabt, ist fleißig und aufmerksam, ist gescheit und geschickt; aber alles, was sie bei ihrem Kinde für individuell halten, ist Wesen der Gattung, und alle diese Tugenden mindern sich oder verschwinden gar,

wenn man es mit andern Kindern vergleicht. Wem nur eine Rose im Garten blüht, der wird sie immer für schön und prächtig, vielleicht für die schönste und prächtigste halten; wer aber ganze Rosenkulturen hegt, der wird und muß vergleichen und danach den Wert bestimmen. Glücklicherweise hängt der Wert der Rose nicht allein von Farbe und Größe und Form ab, es kommt auch darauf an, wie sie duftet. Und ein minderbegabtes Kind, aber ein Kind mit zartem Empfinden, mit tiefem Gemüt und ernstem Wollen kann einem reichbegabten vorzuziehen sein.

Vom ersten Schultage an ist die Verbindung zwischen Haus und Schule geknüpft, ist die Brücke geschlagen, über welche so manche erfreuende Botschaften, so manche unangenehme Mitteilungen von einem zum andern wandern. Vom ersten Tage an werden auch die Wünsche laut, die Forderungen erhoben, die die beiden aneinander zu stellen berechtigt, oder auch nicht berechtigt sind. Das Haus ist das erste, das gibt, das sein Liebstes, sein Bestes gibt, das sich Freuden versagt, das auf Rechte verzichtet, die ihm gebühren. Da es zuerst gibt, hat es auch zuerst zu fordern. Und seine Forderung kann keine andere sein als die, daß die Schule alle Mittel anwende, alle Veranstaltungen treffe, um die körperlichen wie die geistigen Kräfte der Kinder harmonisch zu entwickeln und auszubilden.

Alle Erziehung, aller Unterricht haben zum höchsten Zweck die Pflege des Keimnenschlichen, das zugleich das Göttliche ist. Sie sollen das Kind zur Selbsttätigkeit führen im Dienste des Wahren, Schönen und Guten. Die Schule soll ihre Zöglinge für jene Gesinnung begeistern, die gerade unserer Zeit so not tut, für jene Gesinnung, die inmitten aller Zwispältigkeiten des Lebens, aller Standes- und Glaubensunterschiede, über alle Schranken des Vorurteils hinweg den Menschen im Menschen ehrt und es nie vergißt, daß es eine schöne, freie Humanität gibt, in der wir uns alle zusammenfinden sollen. — Ein Unterricht, der nur Kenntnisse vermittelt, der nur Fertigkeiten lehrt, ist kein Unterricht, ist eine Dressur. Der wahre Unterricht soll zugleich erziehend wirken, soll nicht bloß den Geist mit nützlichem Wissen, soll auch das Gemüt mit edlem Empfinden, den Willen mit nacheiferndem Streben erfüllen. Darum lassen sich Erziehung und Unterricht nicht trennen, darum ist die Schule nicht bloß eine Lehr-, sondern auch eine Erziehungsanstalt.

Ob für Knaben oder Mädchen bestimmt, die Bildung soll eine gleichwertige sein, wenn auch nicht eine gleichartige. Es ist ein Irrtum zu meinen, ein Mädchen brauche nicht viel zu lernen. Vielleicht nicht so vielerlei, aber sicherlich so viel wie die Knaben. Der Knabe kann eher ein Vielerlei vertragen,

in ihm ist ein lebhafter Drang zur Vervollständigung seines Wissens, ein eifriges Streben, der Sache auf den Grund zu kommen. Und wenn er die Schule verläßt, sei es mit 15, sei es mit 18 Jahren, so hat er noch viele Lehr- und Wanderjahre vor sich, ehe er gereift ist. Es ist ein Glück für ihn, daß er so lange, wie man bezeichnend sagt, ein „grüner Junge“ bleibt. Er kann noch treiben und sprossen und wachsen.

Wenn aber unsere Mädchen die Schule verlassen, stehen sie an der Schwelle der Reife. Nur kurze Zeit und das, was man Leben nennt, tritt mit allen seinen Forderungen, seinen Freuden und Leiden, seinen Lockungen und Pflichten an sie heran. Darum soll das, was sie mitnehmen aus der Schule, ein festes, bleibendes Gut sein. Mag es an Umfang dem Wissen der Knaben nachstehen, an Vertiefung, an Klarheit und Durchdringung des Stoffes muß es ihm überlegen sein. Nichts verderblicher — und gerade für ein Mädchen — als Halbwissen, als Oberflächlichkeit, als ein Flitterschmuck von Bildung, ein Prunken mit schillerndem Tand. Es braucht nicht alles zu wissen, nicht überall beschlagen zu sein, aber was es weiß, wisse es fest und klar und gründlich. Es ist ein Schlag in das Gesicht jeder echten Bildung, wenn man Kurse einrichtet, in denen mit den jungen unerwachsenen Mädchen die wich-

tigste Ereignisse, die die Tagespresse meldet, — politische, literarische, theatralische — besprochen werden, damit sie vielleicht abends in Gesellschaften darüber mitsprechen können. „Die höhere Bildung eines Mädchens wird sich in dem ganzen Wesen aussprechen, ehe sie nur mit einem einzigen Worte irgend etwas geäußert, was sie gelernt, dagegen nur zu oft Mädchen den größten Mangel an Bildung durch die taktlose Weise verraten, mit der sie ihr bißchen Schulwissen zudringlich eitel anzubringen suchen.“

Mit Recht heißt es, wer die Jugend hat, hat die Zukunft, und mit nicht geringerm Recht, die Familie ist die Grundlage des Staates. Auf die Jugend aber hat niemand größern Einfluß als die Mutter, und die Seele der Familie ist die Frau. Es ist kein Zufall, daß fast alle großen Männer mit schwärmerischer Liebe und Verehrung ihrer Mütter gedenken, daß sie die tiefsten Quellen ihres Seins als ein mütterliches Erbteil betrachten. Darum nehme die Bildung und Erziehung der Mädchen darauf Bedacht, sie auf dem Boden eines vollentwickelten Menschendaseins in erster Linie zu befähigen, dereinst die Pflichten ihres natürlichen Berufes zu erfüllen. Dieser Beruf überragt an Bedeutung und Wichtigkeit bei weitem alle anderen, um die die Frauen heute der „Gleichberechtigung“ wegen mit den Männern kämpfen.

Aber neben der liebenden Sorge für das Kleine und Unscheinbare, für das, was das Haus heimisch und traut macht, für das, was es ziert und schmückt, soll auch Interesse und Verständnis für die großen Fragen, die unser Volk und unsere Zeit bewegen, in ihnen geweckt und gepflegt werden.

Nicht gelehrt, aber gebildet sollen unsere Mädchen sein, gebildet in dem Goetheschen Sinne:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Taten Wert,
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt.
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenket,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.

Für das Haus seien unsere Mädchen erzogen. Doch hart und gebieterisch tritt das Schicksal oft an sie heran und weist sie aus dem Hause, wo sie gern schalten und walten möchten. Nicht vorbereiten für einen Berufszweig kann und soll die Schule, aber ausrüsten, wehrhaft machen soll sie auch die Mädchen, daß sie, auf sich selbst angewiesen, Mut und Kraft genug besitzen, selbst in widrigen Verhältnissen mit warmem Herzen und festem Sinn den Kampf des Lebens zu bestehen.

Und wer von ihnen Anlagen und Neigung hat, sich der Wissenschaft zu widmen, einen Beruf zu ergreifen, der bisher nur den Männern vorbehalten war, dem sollten die Wege dazu offen stehen. Aber es ist grundverkehrt, nun ohne weiteres Mädchengymnasien einrichten zu wollen und alle Fehler, alle Unmethodik, an denen unsere Knabengymnasien leiden, auf sie zu übertragen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: wenn die alten Grundsätze der Pädagogik „vom Leichten zum Schweren“, „vom Nahen zum Entfernten“ allgemein gültig sind, dann ist es ein Unding, ein Widersinn, mit neunjährigen Knaben auf der Sexta Latein und mit sechzehnjährigen auf der Obersekunda Englisch zu beginnen. Noch größer aber wäre die Unnatur, wenn man nun Mädchen in derselben Weise lehren wollte, wenn man den großen Vorzug, der die Volksschule vor allen unsern höhern Schulen auszeichnet, nicht ihnen zu gute kommen lassen wollte, den einer gesunden Methodik.

Lehrer sein ist kein Handwerk, das nur in Aufgeben und Abhören besteht, es ist eine Kunst, eine schwere Kunst. Sehr feinsinnig sagt Otto Ernst in seiner Novellensammlung „Aus verborgenen Tiefen“: „Es ist ein schwacher Vergleich, von Samenkörnern des Wissens zu sprechen, die wir ausstreuen; die Körner, die wir säen, müssen schon mit allen Wur-

zeln, mit der logischen Pfahlwurzel, mit den feinen psychischen Fasern versehen sein, damit sie in dem neuen Boden sogleich festen Fuß fassen. Das ist die schwere Kunst des Pflanzens, die der Lehrer nie auslernt zu begreifen."

Und um wie viel behutsamer, sorgfältiger und vorsichtiger, um wie viel mehr ausspähend nach dem rechten Augenblick muß das Pflanzen vor sich gehen, wenn es gilt, die Samenkörner in den zarten, weichen Boden einer Mädchenseele als in den kräftigen, starken Acker des Knabengeistes zu streuen. Bei den Knaben kann man viel allgemeiner vorgehen, sie bilden ein geschlossenes Ganze, eine Kolonne, eine Truppe, und das Kommandowort, das an den einen ergeht, pflanzt sich zu den andern fort. Jedes Mädchen aber bildet für sich ein Ganzes, jede ist in ihrer Weise anders, jede Individualität muß viel mehr berücksichtigt werden. Stimmungen, Launen und Einfälle beherrschen sie und wechseln wie Wind und Wetter, ein Wort regt sie auf, ein Laut lenkt sie ab, das körperliche Befinden beeinflusst sie ganz anders als Knaben. Das alles soll beachtet, bekämpft werden, bis jene gleichmäßige Ruhe des Geistes, jenes milde, sonnige Frühlingwetter erzielt wird, in dem die jungen Saaten am besten gedeihen.

Doch trotz aller Liebe und Mühe und Aufopferung, trotz alles Könnens und Wissens wird der Lehrer

seine Aufgabe nur dann gut erfüllen können, wenn ihm das Haus als treuer Helfer zur Seite steht. Daß es das tue, ist eigentlich so selbstverständlich, so natürlich, daß man es kaum zu erwähnen brauchte, aber das Wahre ist nicht immer wahrscheinlich, das Selbstverständliche versteht sich nicht immer von selbst.

Was kann nun die Schule in erster Linie für sich verlangen? Interesse für ihre Bestrebungen. Wir haben es am ersten Schultage gesehen, das Interesse ist da; aber leider bleibt es nicht, geht nach den ersten Wochen oft verloren. Freilich, wenn das Zeugnis an dem Quartalsende, wenn die Zeit der Beresetzung kommt, dann hebt es sich wieder: Der wieviele bist du geworden? Kommst du auch mit?

Was in der Zwischenzeit vorgegangen, ist manchen Eltern ein Buch mit sieben Siegeln. „Welche Schule besucht Ihr Junge?“ fragte ich einst einen Bekannten. „Das Gymnasium.“ „Auf welcher Klasse ist er?“ „Auf welcher Klasse? Das weiß ich wirklich nicht, ich will ihn mal gleich fragen.“

Wer sich wahrhaft für die Fortschritte seines Kindes interessiert, dem braucht das Zeugnis nicht erst zu sagen, wie's mit ihm steht; der arbeitet Tag um Tag mit ihm, der erfreut sich Tag um Tag an seinem geistigen Wachstum.

Das Haus hätte Grund, die Schule wegen Berkümmernng seiner Freuden anzuklagen. Es sieht zu-

meist nur die körperliche Entwicklung; aber die seelische, dieses sich Recken und Strecken des kleinen Geistes, zu beobachten, zu sehen, wie sich Tag um Tag sein Blick erweitert, sein Schatz vermehrt, wie ihm heute ein unübersteiglicher Berg dünkt, was es morgen mit leichtem Anlauf nimmt, wie seine Seele sich dehnt, sein Gemüt sich vertieft: das ist viel interessanter, viel erfreuender, und davon geht dem Hause so viel verloren. Es brauchte nicht immer so zu sein. Eine Mutter, ein Vater — und wären ihnen selber die Wissensgebiete fremd — können doch mit ihrem Kinde lernen und arbeiten. Ich kenne Mütter, die das griechische Alphabet gelernt haben, um nur ihren Jungen die Vokabeln abhören zu können. Ein paar Fragen, eine Ermunterung, eine Ermahnung, ein Blick ins Heft, nicht gelegentlich einmal, tagtäglich — und dereinst, wenn das Kind erwachsen und die Erinnerung es in seine Schulzeit zurückführt, da erblickt es neben sich ratend und helfend und sorgend das geliebte Gesicht der Mutter, der Lehrerin, das ernste Antlitz des Vaters, des Lehrers. Aber die Zeit dafür? Ich gebe zu, daß sie sich manchmal schwer finden läßt; aber wenn die Eltern die Überzeugung haben, sie muß sich finden lassen, dann wird sie sich auch finden.

Bedarf schon der Unterricht der Unterstützung des Elternhauses, mehr noch die Erziehung. In der

Schule kann sich das Kind weniger frei geben, die Schulzucht stutzt ihm schon die Flügel; soll es an die Kardinaltugenden des Behorsams, der Pünktlichkeit, der Ordnung, Reinlichkeit, soll es an treue Pflichterfüllung gewöhnt werden, so kann das nimmermehr ohne treue Mithilfe des Hauses geschehen. Die Klage mancher Eltern, unser Kind ist so unordentlich, so ungehorsam, ist keine Klage gegen die Schule, ist zumeist ein Vorwurf gegen sie selber. Wie's im Hause seines Schülers aussieht, davon kann sich der Lehrer — auch wenn er es nie gesehen — fast immer ein zutreffendes Bild machen.

Und noch in einem dritten Punkte muß sich das Interesse für die Schule — und ich denke hierbei besonders an die Privatschule — zeigen, in der Wertschätzung der Schule. Das Kind muß wissen, daß die Eltern die Schule und ihre Einrichtungen für etwas Wichtiges halten, daß die Pflichten, die sie auferlegt, erfüllt werden müssen, selbst dann, wenn die Freuden, die der Tag bietet, noch so verlockend sind.

Gewiß, ich kann es begreifen, daß es schmerzlich für ein Mutterherz ist, wenn ein Kind, des Hauses schönster Schmuck, an der Freude der Familie nicht teilnehmen kann — und ich kann mir sehr gut Feste denken, von denen das Kind hartnäckig fernzuhalten, geradezu ein Unrecht wäre. Während die Privatschule

sich leicht zu milde zeigt, ist die Staatschule in dem Punkte manchmal bürokratisch grausam. Es gibt Schulpedanten, die da meinen, die Welt ginge unter, wenn ein Kind einmal eine Schulstunde versäume. In den meisten Fällen werden sich beide, Schulpflicht und Hausfreude, vereinigen lassen. Wenn aber jene allein die Herrschaft beanspruchen muß, nun gut, so mag das Kind auf die Freude verzichten, so mag es schon früh lernen, daß wir da, wo die Pflicht gebietet, dem Genuß entsagen müssen, und in der Stärkung seines Pflichtgefühls gewinnt es einen moralischen Vorteil, der die leichten Freuden des Tages weit überwiegt.

Außer dem Interesse für sie, der Unterstützung ihrer Bestrebungen, der vollsten Beachtung ihrer Anordnungen, kann die Schule vom Hause Gerechtigkeit in der Beurteilung ihres Tuns verlangen. Aber ehe sie verlangt, muß sie geben.

Gerechtigkeit des Lehrers! Nicht die objektive, richterliche Gerechtigkeit, die subjektive, pädagogische, die alle Verhältnisse in Betracht zieht, alle Gründe zu erforschen strebt und vor allem weniger der Sache als dem Kinde gerecht zu werden sucht. Sie ist eine so notwendige Voraussetzung des kindlichen Vertrauens, daß ihr Gegenteil unfaßbar erscheint. Ein Erwachsener, ein Lehrer, der einem Kinde absichtlich Unrecht tun könnte, der seine Macht gebrauchen

könnte, erlittene Unbill an ihm zu rächen, wäre etwas Ungeheuerliches.

In seinem ganzen Verhalten zum Kinde gibt sich die Berechtigung des Lehrers kund, in der Art und Weise, wie er die Schulordnung und Schulzucht ihm gegenüber anwendet. Wo viele einzelne Kräfte zu einem Ganzen verbunden sind, wo sie auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten, müssen sie sich Einrichtungen und Gesetzen unterwerfen. Und diese Einrichtungen und Gesetze müssen mit Festigkeit und Konsequenz durchgeführt werden. So wünschenswert es nun auch ist, daß das Haus mit seinen Erfahrungen und Beobachtungen die Schule unterstützt, so selbstverständlich es ist, daß jede Mitteilung, die das Wohl des Kindes zu fördern geeignet ist, Beachtung findet, ebenso streng muß jedem willkürlichen Eingreifen des Hauses in die festgefügte Zucht und Ordnung der Schule entgegengetreten werden. Wer einer Schule das Vertrauen im Großen schenkt, daß er ihr sein Kind anvertraut, muß auch das Vertrauen im Kleinen zeigen, daß er sich den Anordnungen und Maßnahmen fügt, selbst, wenn er einmal nicht ganz von ihrer Richtigkeit überzeugt sein sollte. Wo ein Zwiespalt der Meinungen herrscht, wird eine mündliche Aussprache leicht aufklärend und verständigend wirken. Eins aber muß immer den Eltern feststehen: die Schule will stets das Beste des Kindes.

Mit Festigkeit und Berechtigung, nicht aber mit unerbittlicher Strenge, muß die Schulordnung aufrecht erhalten werden. Mit jener Berechtigung, die an Lehrer und Lernende vor allem die Forderung treuer Pflichterfüllung stellt, die Schlaffheit und Willkür bekämpft; denn sie weiß, „daß nichts schonungsloser gegen die Jugend als jene weichliche Schonung, die jeden Fehler unbedeutend, jede Unart geringfügig, nichts inhumaner als jene Humanität, die der Störrigkeit nur mit Freundlichkeit, der Ungezogenheit nur mit Geduld und Nachsicht beizukommen sucht“. Bewiß, die Schule soll dem Kinde eine Stätte sein, wo es mit Lust und Liebe weilt — eine schlechte Schule das, aus der die Freude und der Humor verbannt ist, ein schlechter Lehrer, in dessen Klasse nie gelacht wird — aber die echte Berechtigung läßt sich sehr gut mit Milde und Freundlichkeit, mit Heiterkeit und Frohsinn verbinden, ist doch ihre tiefste Wurzel die Liebe selber.

Die Berechtigkeitsliebe der Lehrer kommt auch vor allem in der Erteilung der Zeugnisse zum Ausdruck. Zeugnisse! Es ist eine schwierige Sache, mit einem Wort, mit einer Zahl gar, über monatelanges Arbeiten, über eifriges Streben und Wollen zu urteilen. Aber diese Aufgabe wird noch erschwert, wenn außer den beiden maßgebenden Faktoren, dem Kinde und seinen Leistungen, auch noch ein dritter Faktor in

Betracht gezogen wird: die Eltern. Und da kann man manchen Privatschulen nicht den Vorwurf ersparen, daß hinter dem Lehrer, der die Zeugnisse gibt, unsichtbar der Vater oder die Mutter steht.

Es ist merkwürdig, wie gern sich in Bezug auf Schulzeugnisse oft die klügste Mutter, der verständigste Vater täuschen lassen will. Ich habe eine Schule gekannt, die eine Stufenfolge von 10 Prädikaten hatte: 1 musterhaft, 2 vorzüglich, 3 sehr gut, 4 recht gut, 5 gut u. s. w. Wie viele haben wohl eingesehen, daß dies gut mit ungenügend identisch ist? Ein Knabe aus einer solchen Schule, den ich einst für die Quarta prüfen sollte, hatte im Französischen in Aussprache, Grammatik, Lektüre, Konversation, Stil „recht gut“ und „sehr gut“, — und er war kaum reif für die Sexta. An einer andern Schule rief die Frage, wer soll den ersten Platz haben, die ängstlichsten Zweifel und Bedenken wach — und ich gestehe, es ist manchmal sehr schwer, die Frage gerecht zu beantworten, und ich kann es begreifen, wenn man aus pädagogischen Gründen gar keine Plätze bestimmt — aber wie half man sich? Man bezeichnete die Schüler als Erst-Erster, als Zweit-Erster, als Dritt-Erster u. s. w., so daß eigentlich der Unterste der Letzt-Erste war. Solch wunderbare Zahlordnungen, solche Rücksichtnahme auf das Haus sind natürlich nur Ausnahmen, nur Auswüchse. Daß sie

vorkommen können, zeigt neben anderm aber auch, daß die Eltern oft Verkehrtes wünschen, daß sie da fordern, wo sie zurückweisen sollten. Gibt eine Schule aber solchen Forderungen nach, dann untergräbt sie sich ihren eigenen Boden, dann verliert sie die Berechtigung ihrer Existenz.

Die Privatschule hat der Staatschule, die natürlich wieder ihre eigenen Vorzüge hat, manches voraus: die engere Verbindung mit dem Hause, die größere Berücksichtigung der Individualität des Kindes, die Freiheit der Bewegung. Sie kann veraltete Einrichtungen abschaffen, neue Methoden und Bücher einführen, neue Lehrgänge probieren, ohne erst zu fragen oder zu warten, ob man auch „oben“ damit einverstanden ist. Es hat seinen guten Grund, daß fast alle großen Pädagogen an Privatschulen gewirkt haben, daß fast alle wesentlichen Neuerungen und Reformen von ihnen ausgegangen sind. Aber in das gerade Gegenteil verkehrt sich diese Freiheit der Bewegung, in eine erniedrigende Knechtschaft, wo die Privatschule auf die Rechte verzichten wollte, die man ohne weiteres der Staatschule zugesteht, wo sie Forderungen erfüllen mußte, die jeder Pädagogik Hohn sprechen.

Wie sehr sich aber auch der Lehrer bestrebt, dem Kinde Berechtigung widerfahren zu lassen, nicht selten wird es glauben, ihm sei Unrecht geschehen.

Nicht nur aus Selbstsucht und Trotz. Kann das Kind doch nicht immer ermessen, welche Beweggründe den Lehrer leiten, und ist der Lehrer doch nicht immer in der Lage, die Motive seiner Handlungsweise aufdecken zu können. „Ein anderes Kind hat genau dasselbe getan wie ich und ist doch viel weniger streng bestraft worden.“ Ja, wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Dieser Grundsatz gilt nirgends mehr als auf dem Gebiete der Schule. Das träge und das unbegabte Kind, das wilde und das hinterlistige, das wahrheitsliebende und das lügnerische für zwei gleiche Vergehen gleich bestrafen zu wollen, wäre die schreiendste Ungerechtigkeit.

Und noch eins, Kinder haben eine sehr lebhaftere Phantasie, und sie lieben es, besonders Mädchen, sich wichtig zu machen. Sie sagen die Unwahrheit, ohne daß sie es beabsichtigen, und etwas, was sie nur halb gehört oder mißverstanden haben, legen sie sich oft auf wunderbare Weise zurecht. Da ist es nicht mehr als billig, daß die Eltern über Klagen der Kinder mit ihrem Urteil zurückhalten, bis sie auch die andere Anschauung kennen. „Eines Mannes Red' ist keine Red', ihr sollt sie hören alle beed'.“ Und nun gar erst, wenn dieser eine Mann ein Kind ist. — Gewissen Kindern, es sind gottlob nur wenige, erscheint die Schule wirklich als eine böse Hexe, die die liebe Unschuld einsperrt und nächstens gar auf-

fressen will. Sie können alles, lernen alles, sind immer fleißig und immer brav und trotzdem — Gegen solche Art muß energisch vorgegangen werden.

Und doch kann der Lehrer dem Kinde Unrecht tun, aus dem einfachen Grunde, weil er Mensch ist und sich irren kann. Ich kann die Entrüstung, kann den Schmerz der Eltern begreifen, wenn ihrem Liebling wirklich Unrecht widerfahren ist. Doch gerade in einem solchen Fall heißt es, auf der Hut sein, nicht des Lehrers, nein, des Kindes halber, damit diesem nicht noch größeres Unrecht geschehe.

Das Kind verehrt in seinem Lehrer das Ideal des Menschentums, er ist ihm, wenigstens in jüngeren Jahren, höchste Autorität; jedes verächtliche, jedes kränkende Wort, das es über ihn hört, fällt wie tötender Reif auf seine Seele und zerstört die jungen Blüten der Liebe und des Vertrauens. Hat der Lehrer sich geirrt, so überzeuge man ihn davon, und es müßte ein schlechter Lehrer sein, der auch dem Kinde gegenüber nicht offen sein Bedauern über seinen Irrtum ausspräche: „Es tut mir leid, ich habe dir Unrecht getan, ich habe mich geirrt.“ Wenn der Lehrer solch ein Wort spricht, so setzt es ihn wahrlich nicht herab, aber es tilgt jede Bitterkeit, jeden Trotz in des Kindes Seele. Es ist wie ein Sonnenregen, der den Himmel nicht verdunkelt, aber den dünnen Boden mit befruchtendem Naß erquickt. —

Das ist in großen Zügen, was das Haus von der Schule, die Schule vom Hause verlangen kann, mannigfache Forderungen und mannigfache Wünsche, zusammentreffend in dem einen Ziele: dem Wohle des Kindes. Wie Vater und Mutter sind beide an dem großen Werke beteiligt, die Schule der Vater, das Haus die Mutter. Aber eins hat das Haus voraus, eins, was ihm seine Mühe erleichtert, seine Sorgen zu Quellen der Freude macht: die tiefe, von der Natur gegebene, allumfassende Liebe zum Kinde. Wer könnte es wagen wollen, darin mit einem Mutterherzen wetteifern zu wollen?

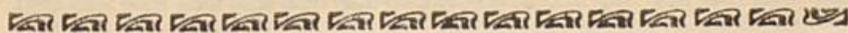
Und doch, ein Strahl von dieser Liebe muß auch verklärend in das Schulhaus fallen, muß auch die Brust des Lehrers durchglühen. Fehlte sie ihm, diese Liebe, er wäre mehr als arm, er wäre bedauernswert, und noch bedauernswerter die Kinder, die ihm anvertraut sind. Es ist ein schweres Werk, Kinder erziehen, das wissen alle Eltern, sie haben es erfahren; aber es sind nur einige Kinder, es sind ihre eigenen, die sie erziehen. Und das dauert nicht ewig, das geht vorüber, das nimmt nur einen Teil ihrer Tätigkeit in Anspruch. Und ist es vorüber, wer möchte da wieder von vorne anfangen? „Gott sei Dank, daß sie so weit sind!“

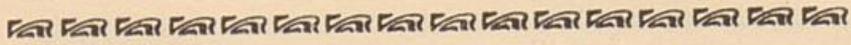
Nicht so der Lehrer. Er hat viele Kinder zu erziehen, fremde Kinder und ewig Kinder. Die fort-

rückenden werden durch die nachrückenden, die abgehenden durch die ankommenden ersetzt. Und Tag um Tag, Stunde um Stunde dieselbe Arbeit, dieselben Kämpfe, dieselben Sorgen und Mühen. Immer auf seinem Posten sein, immer ausspähend und immer strebend: Wie erreich' ich es? Da kann ihn nur eines stärken und erheben: er muß seinen Beruf als Beruf, seine Kunst als Kunst empfinden, und die Liebe zu seinem Beruf, zu dem Emporbilden zum Licht, die Liebe zu den ihm anvertrauten Kindern muß ihm die Wege zeigen und ebnen.

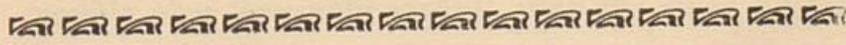
Dann wird es ihm im treuen Bunde mit dem Elternhause gelingen, sein hohes Ziel zu erreichen, die schwere Aufgabe zu vollbringen, von der der Dichter sagt:

„Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle
zu lösen,
Aber die Liebe vollbringt's, wenn sie sich selber be-
zwingt.“





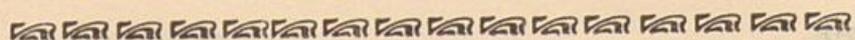
Zeugnis und Versekung



THESE PAGES HAVE BEEN LEFT BLANK FOR THE USE OF THE LIBRARY

Zeugnis und Bestätigung

THESE PAGES HAVE BEEN LEFT BLANK FOR THE USE OF THE LIBRARY



Ostern naht heran, dahinter liegt ein Frühling voll Waldesgrün und Drosselsang, ein Sommer voll Blumenduft und Sonnenschein — aber wer denkt ihrer schon? Mit dem Worte Ostern steigen für manchen an dem lichten Frühlingshimmel dunkle Wolken auf, und wie zwei große Fragezeichen steht es da: Zeugnis? Versetzung?

Viel mehr Sorge als der kleine träge Schlingel, als die flüchtige, unaufmerksame Plaudertasche, viel mehr Kummer als der Vater, der gewöhnlich, wenn die Sache schief gegangen, mit ein paar derben Scheltworten oder mit einer kräftigen Handbewegung seiner Entrüstung Ausdruck gibt — viel mehr Sorge und Kummer als sie alle hegt das liebende Mutterherz. Es bangt um seinen Liebling schon im voraus, und wenn die bösen Ahnungen sich erfüllen, dann leidet es doppelt, für sich und für das Kind, dann möchte es zu gleicher Zeit anklagen und entschuldigen, niederschmettern und trösten. Es schämt sich für das Kind mit und schämt sich und ärgert sich um so mehr, wenn nun noch gar eine liebe Verwandte oder Freundin erzählt, was für einen klugen,

fleißigen Jungen sie hat, und was für ein wunderbares Zeugnis der bekommen. „Dein Edi — ja, ich hab' schon gehört; du lieber Gott, es können ja nicht alle Kinder begabt sein, wenn sie nur sonst brav und fleißig sind.“ Und das bekümmerte Mutterherz ist ob der liebevollen Tröstung so gerührt, daß es im stillen wohl seufzend mit manchem der kleineren und größeren Schulinsassen fragt: Muß es denn Zeugnisse geben?

Ja, muß es denn Zeugnisse geben? Gewiß, so lange wir noch nicht in uns gefestigt sind, bedürfen wir des äußern Maßstabes, bedürfen wir einer Richtschnur für unser Tun und Lassen. Und selbst, wenn wir erwachsen und gereift sind, streben wir alle, Mann wie Weib, nach Ehrung und Anerkennung, das heißt nach einem Zeugnis, mag nun einer eine gute Suppe gekocht, ein Drama geschrieben oder eine Schlacht gewonnen haben. Freilich, wie und worin wir solche Anerkennung suchen, das macht den Unterschied. Der eine fühlt sich gehoben, wenn ihm ein ehrendes Wort, ein Händedruck geworden; der andere glaubt, ein Menschenherz könne so lange nicht ehrenvoll und würdig schlagen, bis nicht über demselben auf der Brust ein buntes Ordensbändchen hange. Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Schon von frühesten Kindheit an wird mit dem

Zeugnisgeben begonnen, ja, dann schon wird dem Kinde eins ausgestellt, wenn der Standesbeamte seinen Namen noch kaum in die allgemeine Weltordnung eingetragen: „Welch schönes Kind, wie groß, wie stark!“ Und es dauert gar nicht lange, da liest der kleine Erdenbürger der Mutter schon sein Zeugnis vom Auge ab. „Ja, du bist gut, du bist süß, du bist ein Engel!“ Aber auch grollen kann sie und böse werden, sehr böse; besonders, wenn der kleine Engel schon ein paar Jahre alt geworden, Füßchen und Händchen mit voller Freiheit gebrauchen kann, und wenn es heißt: Du sollst! und er antwortet: Ich will aber nicht! Da kann sie auch schlechte Zeugnisse ausstellen, grimmig harte Zeugnisse, und es wäre ein Frevel, wollte man an der Unparteilichkeit, Strenge und Konsequenz solcher Mutterzeugnisse je den geringsten Zweifel hegen.

Es liegt zwar ein klein wenig abseits unserer Betrachtung, aber zum Heil der Zweifler möchte ich doch eine solche Strafrede aus dem wundersamen „Buch der Kindheit“ von Bogumil Wolz hier anführen:

„Ach sieh mal Mama, wie der Lutsche Lu wieder aussieht.

Mutter: Und du, Schweige nur ganz still, du bist mir auch der rechte Fähnchenführer, du!

Louis: Ja, er hat mich mitgenommen und in den Jucks gemeißt.

Mutter: Siehst du, Musjehen! das hab' ich mir gleich gedacht; erst führst du den Jungen in den tiefsten Schmutz, und dann kommst du, dich noch weiß zu brennen; na warte, du Cujon, laß nur den Vater nach Hause kommen, dann sollt ihr beide, der eine wie der andere, was abkriegen; ich will mich mit euch Rangen gar nicht mehr befassen; ich gräme mich so schon zu Tode über eure Nichtsnutzigkeit!

Louis: Mama, du wirst sterben?

Mutter: Ja, ich werd' sterben, und dann wirst du keine Mutter mehr haben, die dich des Tags dreimal aus- und anzieht, du Unart du!

Louis: Mama, wann wirst du sterben?

Mutter: Wenn ich nicht länger mehr leben kann.

Louis: Du lebst aber, Mama.

Mutter: Ja, noch lebe ich; aber wenn du so unartig bleibst und dich in allem Schmutz herumtreibst, so werd' ich mal eines Morgens früh tot sein.

Louis: Maussetot, Mama?

Mutter: Na, nu seh' mir einer die kleine Dummheit an! Komm her, du kleiner Recaille! was soll ich schon mit dir machen, du bist ja doch noch ein kleines, ganz dummes Viehstückchen, du! na, wirst du's auch nicht mehr tun?

Louis: Nicht mehr tun?

Mutter: Ja, nicht mehr herumtreiben, du dreihaariger Schlingel du!

Louis: Mama, wie ist das, dreihaar —?

Mutter: Junge, das ist, wenn man so ein kleiner unnützer, naseweiser Schelm ist wie du!

Louis: Mutter, wie ist das, wenn man weißnasig ist?

Mutter (lachend): Wenn man so eine Stumpfnase hat, wie du, die nie rein gewischt ist, verstehst du?

Louis: Warum ist sie nicht rein gewischt, Mama?

Mutter: Junge, nu höre auf mit Fragen! Weil du sie dir nicht abgewischt hast, du kleiner Schmutzbodel, du! aber ich muß dich doch lieben. Nu lauf! aber nicht in den Schmutz, hörst du!"

Allemaal geht's freilich so glimpflich nicht ab, und es setzt Schmiss! Über diese mütterlichen Erektionen möchte ich wohl ein paar Worte sagen.

So eine Mutter, die ihr Kind im vollen Ernste abprügelt, kommt mir ganz komisch vor; denn sie prügelt ihr eigenes Fleisch und Blut, und nach dem ersten Schlage schon ihre eigene Liebe und Zärtlichkeit, und dann gibt sie sich ein geschlossenes Ansehen und wirft sich in die Brust vor ihrem zagenden Mutterherzen und redet hinterdrein, nur um ihre eigenen Wehstage zu übertäuben, und ihre Worte werden von ihrer Stimme, ihren Geberden Lügen gestraft. Da heißt es dann gesprochen: „Warte du

Wetterbalg, ich will dich schon karanzgen," und das klingt dann ganz natürlich in der Stimme: „o du mein liebes, süßes Kind, du," und das Kind meint, Schmissen gekriegt zu haben, und hat Liebe empfangen, und die Mutter denkt, das Kind mißhandelt zu haben, und hat sich selbst ausgeprügelt, und sie empfindet auch die Schmerzen dieser Kinderprügel, und doch bedauert sie diese Prüffe an dem andern ihres Selbst; und nun redet sie sich aus Desperation immer mehr in einen gelogenen Zorn und zugleich in eine immer größere Wehmut hinein, bis sie sich in die kurioseste Konfusion und Zweideutigkeit gebracht sieht; letztlich aber fällt aller Ärger und Zwiespalt zu Boden wie ein Nebel, wie ein Meteor. Einen Augenblick nur ist die Mutterliebe noch in Verlegenheit, wie sie mit sich selbst und vor dem Kinde wieder einlenken soll, dann tritt sie wie eine Feiertagssonne hervor, an den Wimpern noch hängt der Tau von ein paar Tränen, in denen sich die Versöhnung und die Liebe der Welt und alle sittliche Weltordnung bespiegelt." —

Wie anders aber sieht es aus, und wie anders klingt es, wenn das Kind aus dem Hause in die Schule tritt.

Nun hört das fröhliche, sorgenlose Spielen und Genießen auf, und die Arbeit beginnt, nun stellt sich Pflicht auf Pflicht ein: die Pünktlichkeit, die Ord-

nung, die Reinlichkeit, der Fleiß, sie stehen vor den ABC-Rekruten wie stramme Unteroffiziere und verlangen unbedingten Gehorsam und Folge. Statt des Wollens ist nun ein Müssen da, ein Ziel ist gesetzt, und auf dem Wege dahin tummelt sich eine Anzahl Gleichstrebender. Nun ist das Kind nicht mehr sein eigener Maßstab, sein Tun und Können wird verglichen mit dem seiner Kameraden und nach ihren Leistungen wird die seinige begutachtet. Was an und für sich gar nicht übel, was zu Hause allein gearbeitet mit einem bewundernden „Gut“ zensiert würde, sinkt zu einem „Mittelmäßig“ oder „Schlecht“ herab, wenn die Genossen so viel Besseres geleistet haben. Darum denn auch schon so bald der bangende, manchmal neidische Blick auf die Tafel des Gefährten, das besorgte Aufhorchen auf seine Antworten und immer die erwartungsvolle Frage: Was sagt der Lehrer dazu? Sein Zeugnis entscheidet, sein Lob ist eine reiche Belohnung, sein Tadel treibt oft die Träne in das Auge. Nicht aus Lust und Liebe zur Sache, nur für den Lehrer allein, nur um ihm, der wie eine Art Gott vor ihm steht, zu gefallen, lernt das Kind, und wenn der Lehrer ihm einmal anerkennend zunicht, ihm gar die Hand auf den Kopf legt, da ist das Maß der Glückseligkeit voll.

Für die Schule allein würden allenfalls die münd-

lichen Zeugnisse ausreichen; aber damit das Haus auch wisse, wie es um das Gedeihen des Kindes steht, kommen die schriftlichen hinzu.

Zu den wichtigsten, aber oft am wenigsten beachteten, gehören die Zeugnisse, die den Haus- und besonders den Klassenarbeiten gegeben werden. Die Eltern, die von ihnen regelmäßig genaue Kenntnis nehmen, werden bei den Hauptfächern wissen, wie es um die Fortschritte ihres Kindes bestellt ist.

Über den Wert der Zwischenzeugnisse, wöchentlich oder monatlich gegeben, läßt sich streiten. Die Staatsschulen kennen sie nicht, und sicherlich sind sie da entbehrlich, wo die Unterschrift bei schriftlichen Arbeiten eingeführt ist, wo es Verkehrshefte, Lob- und Tadelzettel oder dergleichen gibt. Sie bieten den Eltern eine erleichterte Kontrolle über das Kind — das ist ihr Vorzug; aber schädlich wirken sie da, wo sie sich nicht damit begnügen, die Fortschritte im allgemeinen anzugeben, auf einzelne Mängel hinzuweisen, sondern wo sie die Leistungen wie eine Krämerrechnung nach Punkten und Strichen summieren und subtrahieren und am Ende gar auch noch Platz und Rang bestimmen. Haben doch viele Schulen mit gutem Fug es aufgegeben, die Leistungen des Schülers selbst in den großen Zeugnissen durch eine Ziffer, einen Platz zu bezeichnen, weil

es schier eine Unmöglichkeit ist, dabei jedem Schüler gerecht zu werden.

Je häufiger ein Zeugnis gegeben wird, je mehr verliert es naturgemäß an Wert. Wer den letzten Platz von heute schon morgen durch eine einzige gute Antwort mit dem ersten vertauschen kann, um ihn übermorgen wieder an einen anderen zu verlieren, der braucht sich über den Verlust nicht zu grämen und über den Erfolg nicht zu freuen. Am meisten Wert wird daher auch naturgemäß auf die großen, auf die Quartals- und Semesterzeugnisse gelegt.

Wie ein solches Zeugnis zustande kommt, ist den zunächst Beteiligten meistens ein Geheimnis. Viele Schüler und nicht wenige Eltern meinen, daß der Klassenlehrer, der es übergibt, es auch allein ausstelle. Daß für eine gewissenhafte Zeugnisgebung eine ganze Reihe von Vorarbeiten nötig sind, daß die Einzelleistungen des ganzen Zeitraums berücksichtigt werden müssen, um die Durchschnittsleistung festzustellen, daß in Konferenzen, an denen die Lehrer der Klasse teilnehmen, oft über ein allgemeines Prädikat, über einen Platz lange debattiert wird, ist ihnen fremd, sonst würde man nicht so leicht über Ungerechtigkeit klagen oder ein Zeugnis wie ein Lotterielos ansehen: Was es wohl bringen wird?

Und endlich kommt die gefürchtete Stunde. Zeug-

nisverteilung! Mit geheimem Bangen und Hoffen wird ihr entgegengesehen. Soweit das Gedächtnis reicht, werden alle Ausichten noch einmal erwogen: „Freilich das und das war ein dummer Streich — und da und da bist du faul gewesen — aber die und die Arbeit war doch auch gut, und einmal hab' ich doch eine Frage beantwortet, die kein einziger wußte, und meine Handschrift ist auch schön — und dreimal hab' ich dem Klassenlehrer die Hefte nach Hause getragen — er wird mich doch nicht“ — und immer banger schlägt das pochende Herz, und ahnungsvoll greift die Hand in die Tasche, ob auch ein Taschentuch da sei, für alle Fälle.

Und endlich halten sie das verhängnisvolle, freud- oder leidbringende Papier in den Händen. Die Kleinen, die sich mit dem Inhalt noch nicht selber schnell vertraut machen können, wagen kaum fest zuzugreifen. Das Stück Papier ist ihnen wie den Indianern ein geheimnisvoller Bote, dem man nicht trauen kann. Der erste Blick der Großen sucht den Klassenplatz, oder, ist es Jahresschluß, die Versetzungsbemerkung. Je nachdem folgt ein freudiges Aufleuchten der Augen, ein verräterisches Zucken um den Mund — ein schnelles Zusammenfallen des Blattes, ein ostentatives Weitauseinanderbreiten.

Da kann man Charakterstudien machen, den Ehrgeizigen, Gleichgiltigen, Verbissenen, Unzufriedenen,

Selbstbewußten kennen lernen. Da läßt der eine seine Gefühle in breiten Tränenströmen dahinfließen, während der andere, dem es inwendig kocht und brodelt, die Zähne zusammenbeißt: „Nu grad nicht, laß er sich ärgern! Er soll doch nicht meinen, ich mache mir was daraus! Aus dem Lappen!“

Da möcht' der eine voller Jubel heimwärts rennen und sich gleich die neue Mühe kaufen, während der andere nur den beseligenden Gedanken hegt: „Na, nu hast du mal wenigstens 14 Tage Ruhe“. Da ist ein Ehrgeiziger, dem es noch nicht genügt, daß er ein halbes Duzend Sprossen höher hinaufgeklommen, und daneben sonnt sich eine gemütliche, zufriedene Seele.

„Na, wie ist es dir denn ergangen?“

„O, ich hab' einen sehr feinen Platz bekommen.“

„Und welchen denn?“

„Den vorletzten.“

Natürlich wissen sich die Knaben im ganzen in ihren Gefühlsäußerungen mehr zurückzuhalten — eine Verteilung von Zeugnissen in Knabeklassen geht unter Umständen sehr ruhig ab — während bei den Mädchen das schon erwähnte Taschentuch eine große Rolle spielt, und sich oft ein verzweiflungsvolles Stöhnen und Seufzen hören läßt, als ob nun das Ende der Tage gekommen sei. Freilich, lange anhalten tut's auch nicht. —

So ein Zeugnis ist wie ein Barometer, das beständiges Wetter, Regen oder Sonnenschein oder gar Sturm ankündigt. Da stehen denn die kleinen Menschenkinder davor und gucken und starren hin und können nicht begreifen, warum es gerade für sie gefallen, gerade für sie schlechtes Wetter anzeigen muß. Daß das Barometer selber das Wetter nicht macht, will ihnen gar nicht einleuchten, und in ihrer Wut verwünschen sie das Barometer und oft den Optikus dazu.

Und mit Anklagen und Entschuldigungen zugleich wird dann den Eltern das Zeugnis gegeben, das heißt, wenn sie es verlangen. Manche bekommen es erst zu sehen, wenn die Not, es unterschreiben zu lassen, am Morgen des Schulbeginns drängt, oder sie sehen es auch gar nicht, denn sonst könnte es überhaupt nicht vorkommen, daß Unterschriften gefälscht werden. Aber auch selbst gute Zeugnisse werden oft von den Eltern mit einer Gleichgültigkeit betrachtet, die das Herz des Kindes tief schmerzen muß. Noch in den letzten Ferien traf ich einen kleinen Schüler, der unter einigen Fünzig der Dritte geworden war. „Da hat sich Mama wohl gefreut?“ meinte ich. — „Sie hat's noch gar nicht angesehen,“ gab er halblaut zurück.

Und wenn sie's ansehen, da machen sie's oft wie die Schüler selber. Versetzung, Platz, das ist die

Hauptsache. Nicht alle Eltern verstehen, ein Zeugnis zu lesen, oder zur rechten Zeit zu lesen. Sie könnten ihnen sonst nicht so viele unangenehme Überraschungen, so manche Enttäuschungen bereiten. Da klagte mir vor einiger Zeit ein Bekannter:

„Denken Sie sich, welchen Kummer mir mein Jüngster bereitet hat. Er ist der begabteste von allen, lernt mit spielender Leichtigkeit und bleibt in der Sekunda sitzen.“

„Warum denn?“

„Im Französischen ungenügend.“

„Über wußten Sie das denn nicht?“

„Keine Ahnung. Ich ging sofort zu seinem Ordinarius und stellte ihm in höflicher Weise vor, warum er mich nicht auf die Lücken im Wissen meines Jungen aufmerksam gemacht, ich hätte ja gern Nachhilfe geben lassen. Er meinte, die früheren Zeugnisse und die schriftlichen Arbeiten hätten mich genügend unterrichten können. — Aber eine einzige ausdrückliche Benachrichtigung, Verkehrsheft oder so. — Das sei bei einem Sekundaner nicht mehr angebracht. — Aber in diesem Falle. — Mein Herr, ich bin Beamter. — Da stand ich nun und konnte gehen.“ —

Ich will durchaus nicht das Verfahren des betreffenden Lehrers rechtfertigen; aber die Hauptschuld lag doch an den Eltern, die versäumt hatten, die frühern Zeugnisse sorgfältig zu lesen.

Und wie soll man Zeugnisse lesen?

Man sieht in allererster Linie nach dem, was zuerst bezeugt wird: Betragen, Aufmerksamkeit, Fleiß, Ordnung, und dann zieht man Schlüsse. Sind diese Zeugnisse gut, so hat das Kind seine Pflicht getan und verdient ein Lob, selbst wenn seine Leistungen schlecht, selbst wenn es einige Plätze heruntergekommen oder gar sitzen geblieben ist. Man sagt sich dann: dein Kind hat guten, ehrlichen Willen, aber es fällt ihm schwer. Sind jene Zeugnisse mittelmäßig oder schlecht und die Leistungen doch noch genügend, so weiß man, der Schüler könnte wohl, aber er will nicht; also auf der Hut sein und die Zügel streng fassen, etwas weniger Zoologischer Garten und etwas mehr Hausfleiß. Immer vergleichen zwischen Aufmerksamkeit, Fleiß und den Leistungen, nur die zusammengehalten, geben ein klares Bild von dem Schüler. Und nicht erst beim letzten Zeugnis vergleichen, auch nicht erst zur Weihnachtszeit, da ist es schon oft zu spät, wenn Versäumtes eingeholt werden soll.

So falsch es aber wäre, den begabten Faulenzenzer gewähren zu lassen, so falsch und verderblich wäre es, den unbegabten Fleißigen noch mehr anzuspornen, oder durch allerhand Preßmittel seine Verbesserung zu erzwingen. Manchmal ist es ja für jenen, besonders wenn er etwas ehrgeizig ist, eine gute Lek-

tion, wenn er sitzen bleibt; sehr oft aber auch ein Verderb, denn war er im ersten Jahre träge, wird er's im zweiten noch mehr, da er ja bei geringer Anstrengung das Ziel doch erreichen kann. Der andre aber, der trotz aller Anstrengung nur so eben mit hinübergeschlüpft ist, wird sich ein ganzes Jahr lang, wenn nicht die ganze Schulzeit, quälen und mühen müssen, und was ihm eine Freude sein sollte, wird ihm eine schwere Last, eine Höllepein. Für ihn ist es besser, er bleibt ein Jahr zurück und wird in einer unteren Klasse ein guter Schüler, statt in der neuen oberen ein schlechter.

Ja, wenn nicht der Ehrgeiz der Kinder und vor allem der der Eltern selber wäre. Ehrgeiz, ein gefährlicher Trieb, wohltätig wirkend wie das Element des Feuers, wenn ihn der Mensch bezähmt, bewacht; aber verderblich, ein Parasit der Seele, wenn er überwuchert, wenn er alles Streben und Tun in seinen Dienst stellt. Tu deine Pflicht! Das kann und soll man verlangen, aber es ist ein gefährliches Wort zu sagen: „Beh dir, wenn du nicht das und das erreichst.“ — Es kommt kein Frühling, kein Herbst ins Land, daß uns nicht die Zeitungen von dem Grausigsten, Unnatürlichsten melden, was es geben kann, vom Kinder selbstmord. Das Kind, das sich sonst mit allen Fasern festsaugt an das liebe Dasein, der Jüngling, der voll Hoff-

nung in die Zukunft blickt, vernichtet sich selber. Warum? Weil er ein schlechtes Zeugnis erhalten? weil er nicht versetzt wurde? weil ein Examen nicht bestanden? Nein, weil ein sonst gesunder Trieb, der Ehrgeiz, durch falsche Erziehung krankhaft entwickelt worden ist. Der Schüler soll seine Pflicht tun; aber darüber hinaus sollen wir doch nicht vergessen, daß die Schulweisheit nicht allein erstrebenswert ist, nicht alles ausmacht. Nicht jeder Primus in der Schule zeigt sich als ein Primus im Leben, und manche von denen, die oft auf der Schulbank uns wie ein Rätsel angestarrt, das all unsere pädagogische Kunst nicht lösen konnte, erweisen sich im Leben als tüchtige Menschen.

Doch nicht die Lehrer allein, auch die Schüler geben Zeugnisse, Zeugnisse, denen oft mehr Wert beigelegt wird, als den von der Schule erteilten. Kaum hat der Lehrer den Rücken gewandt, oder kaum haben die Schüler die Klasse verlassen, da werden die Rollen gewechselt, und wer noch soeben ein Zeugnis gegeben, empfängt jetzt eins und wahrlich, selten eins von den besten. „Und mir hat er auch Unrecht getan, und den und den und die und die hat er vorgezogen, und immer ist er partiisch, und meine letzte Arbeit war doch gut. Solch eine Ungerechtigkeit!“

Und dann werden die Klagen nach Hause ge-

tragen und dort von den liebevollen Eltern nur zu gern geglaubt. Der Lehrer wird wohl erst noch geboren werden müssen, den man nicht offen oder im geheimen der Ungerechtigkeit geziehen hat. Gewiß, der Lehrer kann unrecht tun, sich irren, auch der gewissenhafteste, und wenn er seinen Irrtum erkennt, wird er ihn gern gutmachen. Aber das macht man sich nicht klar, daß die Ungerechtigkeit, deren man ihn anklagt, oft mit den unwürdigsten Gründen anklagt, in Wirklichkeit eine Niederträchtigkeit wäre, die ihn seines hohen Berufes unwürdig machte. Man denke doch, einem hilflosen wehrlosen Kinde, das ich erziehen soll, dem ich Vorbild sein soll, mit Absicht Unrecht tun, das heißt doch den Boden untergraben, auf dem ich baue, Steine in die Furchen werfen, in die ich Saat streuen soll.

Aber woher denn diese ewigen Klagen? Weil dem Kinde die Reife fehlt, das Tun des Lehrers zu beurteilen. Manchmal kann ich ihm die Gründe meines Verfahrens klar legen, aber nicht immer.

Wenn ein begabter Schüler für dieselbe Arbeit kein Wort der Anerkennung erhält, für die ein unbegabter gelobt wird, dann bin ich ungerecht; wenn ein zanksüchtiger für einen Übergriff nachsichtigen muß, wo der friedfertige mit einem tadelnden Wort davonkommt, bin ich ungerecht, und dergleichen

Beispiele bis ins unendliche. Kann das kleine Menschenwesen von seinem niedrigen Standpunkt alles überschauen, was der gereifte, erfahrene Mensch übersehen muß? Fragen sich die Eltern doch einmal selber, wie das Kind über sie denkt, in dem Augenblick denkt, da es von ihnen bestraft wird. Wird es sie für gerecht halten? Möchte es sie nicht gern verklagen, wenn es könnte?

Neben der mangelnden Urteilkraft besitzt das Kind aber auch noch ein Übermaß an Phantasie, die es zu falschen Schlüssen und Zeugnissen verleitet, zu unwahren Berichten und Behauptungen verführt. Mein Kind lügt nie! Das ist feststehender Grundsatz aller Mütter. „Mein Junge lügt nie und hat noch nie etwas Unrechtes getan,“ sagte mir einmal eine Mutter, um mir ganz arglos eine halbe Stunde später zu erzählen, daß er vor einigen Tagen heimlich fünf Groschen fortgenommen und sich Zigarren dafür gekauft habe.

Dieser Behauptung: Mein Kind lügt nie, könnte man mit viel mehr Recht die andre entgegensetzen: Jedes Kind lügt. Man mißverstehe mich nicht. Des Kindes Phantasie ist so lebhaft, man beachte es nur bei seinem Spielen, seine Sinne sind so leicht erregt, besonders bei Mädchen, daß es oft die falschesten Schlüsse macht und selber glaubt, etwas gesehen zu haben, was nie da war. Nur ein Beispiel:

Vor einiger Zeit bringe ich einer Lehrerin ein Schreiben von der Oberschulbehörde in die Klasse, die Kinder sehen das große Kuvert, das Siegel, vielleicht auch das erregte Gesicht der Lehrerin. Einige Tage darauf verweist die Lehrerin, um ein Examen zu machen, und — die Geschichte ist fertig: „Das Schreiben war von der Polizei, die Lehrerin hat was Polizeiwidriges getan, wahrscheinlich wird sie verurteilt werden.“ Wäre die Lehrerin zufällig krank geworden und längere Zeit fortgeblieben, sie wäre gewiß noch ins Gefängnis gewandert.

Noch ein anderes kommt hinzu. Ist schon beim Erwachsenen die Macht der Suggestion eine große, kann schon er schwer der Einwirkung eines fremden Willens widerstehen, um wie viel weniger vermag's ein Kind. Bei den meisten Kindern kann man nicht nur etwas herausfragen, sondern auch vieles hineinfragen, je nachdem man die Frage stellt und betont.

„Der Lehrer hat dir wohl unrecht getan, mein armes Kind?“

Und neun von zehn antworten freudig: „Ja, Mama.“

„Wie, du glaubst doch nicht, daß der Lehrer dir unrecht tut, Junge!“

„Nein, Vater!“

Man ahnt oft gar nicht, was man auf diese Weise

alles aus dem Kinde herausholen kann. Daß Gänse vier Füße haben, Apfel auf Birnbäumen wachsen, Regen auch trocken sein kann, sind noch Kleinigkeiten.

Bei einem Vortrage, den ich vor Jahren hielt, war ein kleiner Quintaner zugegen. Am nächsten Tage fragte ich ihn scherzweise: „Junge, warum hast du mir gestern Abend nicht geholfen, als ich stecken blieb?“

Zu meinem Erstaunen antwortet er: „Ich wußte es ja selber nicht.“

Nun frage ich weiter: „Wievielmals bin ich stecken geblieben?“

„Man zweimal.“

„Und was hab' ich da getan?“

„Da haben Sie Wasser getrunken.“

„Und dann?“

„Das Buch rausgekriegt und abgelesen.“ —

Von alledem war kein Wort wahr, nicht einmal Wasser hatte ich getrunken; aber durch meine Fragen veranlaßt, glaubte der Junge, es sei geschehen, wonach ich gefragt habe. — Wenn unsere Richter die Kindesseele genauer kennten, würde manches Urteil anders ausfallen.

So wenig darum im allgemeinen das Zeugnis eines einzelnen Schülers gilt, und besonders da, wo das kleine Wesen zugleich Partei ist, so sicher

und untrüglich ist das Zeugnis, das die Schüler insgesamt über einen Lehrer fällen. Da gleichen sie dem Theaterpublikum. Wenn es im einzelnen noch so unverständig ist, als Gesamtheit ist es meistens klug und weise.

Eine Klasse beobachtet ungemein scharf und genau. Nach der ersten Stunde weiß sie, was sie sich bei einem Lehrer erlauben darf oder nicht, ob er streng ist, oder ob man mit ihm spaßen kann, und sehr bald weiß sie auch, bei dem lernen wir was, der fördert uns, da kommen wir weiter, und der andere versteht selber nichts. Einzelurteil will nicht viel bedeuten, Klassenzeugnis — Hut ab!

Doch nicht bloß über den Lehrer, auch über das Haus, über die Eltern gibt das Kind ein Zeugnis. Nicht immer ein richtiges, denn zuweilen fällt auch der Apfel weit vom Stamm; aber im allgemeinen sagen sie uns doch, was von Ordnung und Pünktlichkeit, von Sauberkeit und Beaufsichtigung, von guter oder nachlässiger Erziehung im Hause zu halten ist, sagen uns, wo wir mit Gleichgültigkeit oder Vorurteil zu kämpfen, wo wir Hilfe und Unterstützung zu erwarten haben.

Und damit der Reigen sich schließe: Auch die Eltern geben Zeugnisse, Zeugnisse dem Kinde, Zeugnisse dem Lehrer. Daß ihr Urteil über ihr Kind, über einen Teil ihres Selbst, oft um so vieles

anders, um so vieles günstiger lautet als das der Lehrer, ist leicht begreiflich. Sie vergleichen nicht, sie messen nicht, und wenn sie es tun, geschieht's mit den Augen der Liebe. Und diese Augen übersehen nicht nur vieles, was wir erblicken, sie sehen auch vieles, was uns verborgen bleibt. So manches Kind, das sich wie ein ewiges Fragezeichen allen Mühen und Anstrengungen des Lehrers gegenüber verhält, ihm wahrhafte Qualen und Sorgen bereitet, von dem wir oft meinen, daß es zu nichts nütze auf der Welt ist, ist oft ein ganz anderes Wesen, wenn es aus der engen Schulstube in die freien Räume des Hauses tritt. Wie kann es da plaudern und scherzen und lachen, was weiß es nicht alles, was erzählt es nicht alles, wie gewandt, wie freundlich und liebenswürdig ist es! Und dasselbe Kind, das uns den Himmel umwölkete, bringt lachenden Sonnenschein ins elterliche Haus.

Ist es da zu verwundern, wenn das Zeugnis der Eltern über den Lehrer oft so hart, so ungerecht ausfällt? Zu verwundern nicht; aber es ist zu beklagen, wenn dieses Urteil in Gegenwart der Kinder gefällt wird, es ist ein schweres Unrecht, weniger gegen den Lehrer als gegen den Schüler selber.

Wo etwas unverständlich erscheint in den Maßnahmen der Schule, wo man glaubt, dem Kinde

sei ein Unrecht geschehen, da urteile man nicht nach des Kindes einseitiger und flüchtiger Beobachtung, da enthalte man sich vor allem auch der Kritik vor dem Kinde, und suche Aufklärung und Abhilfe da, wo man gern bereit ist, sie zu gewähren. Töricht und beleidigend zugleich wäre der Gedanke: „Über man wird es meinem Kinde nachtragen!“ Das Kind kann vielleicht so etwas denken, die Eltern sollten es nie.

Wer am Wege baut, muß sich meistern lassen. Und wir bauen am Wege; man meistre uns, aber nicht in Gegenwart derer, für die wir bauen und deren Vertrauen zu uns nicht erschüttert werden darf. Das sollte man nie vergessen und besonders diejenigen nicht, die ja auch Baumeister sind, die ja selber am besten wissen, wie viel Sorge und Mühe die Erziehung der Kinder mit sich bringt. Darüber sollten sie sich klar sein, daß Kinder lehren, Kinder erziehen ein schwerer Beruf ist, und nach der Schwierigkeit der Aufgabe wird das Zeugnis gegeben. Lehrer sein ist keine Tagelöhnerarbeit und keine Handwerkerarbeit, und noch viel weniger ist es ein Geschäft: das ist die Ware und das ist der Kaufpreis, so, nun sind wir quitt. Für den Stundengeber mag das passen, für den Lehrer nicht. Er will eine Persönlichkeit entwickeln, er will das Höchste erreichen, will Menschen bilden, Men-

sehen, die ohne Vorurteil frei und klar in die Welt schauen, die nicht bloß Kenntnisse, die wahrhafte Bildung besitzen, Herzens- und Geistesbildung zugleich. Darum muß der Lehrer schaffen wie der Künstler. Leben entzündet sich nur am Leben, seine ganze Persönlichkeit muß er einsetzen, mit seinem Herzblut muß er werben und wirken. Und tut er das, dann schmerzt es ihn um so tiefer, sich verkannt zu sehen, dann kränkt es ihn um so mehr, wenn man ihn nach kleinlichen Gesichtspunkten beurteilt.

Dank und Anerkennung? Wer rechnet darauf? Der Lohn des Guten ist das Gute. Ein Blick des Verständnisses aus der Kinder Auge, ein Aufleuchten in ihren Zügen, das Gefühl, sie wachsen, sie leben in Frühlingsluft: das ist unser Lohn. Und kommt nach Jahren einmal ein Gruß aus der Ferne, ein dankbares Wort, sucht der als Mann uns auf, den wir als Knaben haben scheiden sehen, und ein Händedruck beim Wiedersehen sagt: Du hast nicht vergebens gelehrt: das ist unsere Anerkennung. Will oft unter den Sorgen und Mühen des Berufes, unter den vielen Klagen und Widerwärtigkeiten die Freudigkeit schwinden, die Kraft ermatten, da kann ein Wort wieder frischen Mut ins Herz bringen.

Ein solches Wort, ein Zeugnis, ehrend für Lehrer, Schüler und Eltern zugleich, möchte ich noch zum

Schluß anführen. Es ist ein Brief, den eine Mutter an den Lehrer ihres verstorbenen Knaben geschrieben, und den mir der Kollege, der ihn erhalten, freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Der Brief aber lautet:

Beehrter Herr Lehrer!

Verzeihen Sie, wenn ich schreibe, ich wollte selbst zu Ihnen, um mich bei Ihnen zu bedanken, aber dann weine ich so sehr und könnte dann doch kein Wort sagen. Ich habe eine große Bitte.

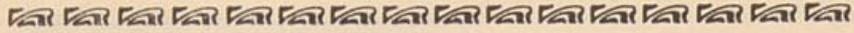
Wie mein Heinrich noch bei Ihnen zur Schule ging, sagte ich oft: Nimm Herrn H. dies oder jenes mit! Dann gab mein Heinrich mir zur Antwort: Nein, dann meint Herr H. ja, ich will oben sitzen. Wenn ich mal nicht mehr bei Herrn H. bin, dann will ich ihm noch mal recht dankbar sein. Nun möcht' ich herzlich bitten, kaufen Sie für dieses Geld ein Buch und schreiben darein: Von Heinrich B.

Besonders dankt Ihnen herzlich für alles Liebe und Gute, was Sie meinen Sohn gelehrt,
Heinrich B's Mutter.

Das ist ein Zeugnis, um das man den Empfänger beneiden könnte, ein Zeugnis, das einem die frohe Empfindung gibt: Trotz alledem und alledem, du hast doch den schönsten Beruf auf Erden!

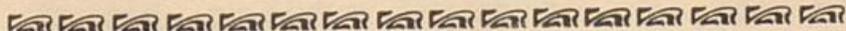
~~~~~





Was unsern  
Großstadtkindern fehlt

(Naturanschauung  
und Kunst)



Goewenberg: Geheime Miterzieher.

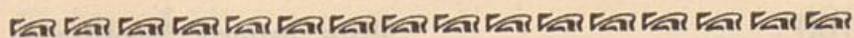
7

UNIVERSITÄT PADERBORN

Was unsern  
Großvaterkindern fehlt

(Materiensammlung  
und Kunst)

UNIVERSITÄT PADERBORN  
Paderborn, Verlagsanstalt



Ich möchte mit einer persönlichen Erinnerung beginnen. Alljährlich einmal durften wir Dorfkinder zum Jahrmarkt nach der benachbarten Stadt gehen. Es war nur eine kleine Provinzstadt, für uns aber, wie für alle Bewohner der Umgegend, war sie „die Stadt“.

War das ein Sehnen, ein Erwarten all die langen Wochen vorher, war das ein Jubel, wenn der große Tag gekommen war und wir mit eilig trippelnden Schritten durch Feld und Wald zum Ziele unserer Sehnsucht wanderten! Wie viel Neues gab es da nicht zu sehen! Die Eisenbahn, die Telegraphenstangen, gepflasterte Straßen, die hohen Häuser, die großen Schaufenster mit all den tausend Kostbarkeiten. Und dann das wunderbare Getriebe auf dem Marktplatz: die große Zahl der Buden mit den herrlichsten Sachen und den seltsamsten Dingen, die Karussells, die Musik, die vielen gepuzten, fröhlichen Menschen! Ach, wenn der Abend dämmerte und wir den Heimweg antreten mußten, dann hatte ich nur ein Gefühl der Wehmut und des Neides. O, diese glücklichen Stadtkinder, die das alles

immer sehen dürfen! Wer doch auch immer in der Stadt leben könnte!

Der kindliche Wunsch ist mir schon lange erfüllt worden. Ich habe das Leben in großen und größten Städten kennen gelernt; aber wenn ich jetzt die Jugend unserer Stadtkinder mit meiner eigenen Kinderzeit vergleiche, wenn ich daran denke, wie wir Sommer und Winter stunden-, tagelang in Gärten und Feldern, in Wiese und Wald umhergeschweift, wie wir unsere Taschen und „Mooken“, die heimlichen Versteckplätze, mit tausenderlei Schätzen, unsere Sinne mit einem unendlichen Reichtum von Anschauungen und Vorstellungen gefüllt haben, dann ist das Gefühl des Neides gänzlich geschwunden, und nur eine stille Behmut überkommt mich, und manchesmal sag ich leise, unwillkürlich vor mich hin: Ihr armen Kinder!

Wer von ihnen nicht gerade an der äußersten Grenze einer Vorstadt wohnt, da, wo noch das Gras ungehindert am Begrande wächst und man geradeaus in den blauen Himmel sieht, wem die Armut nicht ein Stück Freiheit gegeben, die ihn hinaus treibt aus den engen Straßen, wem fürsorgliche Eltern nicht zu ersetzen suchen, was ihm die Großstadt fortnimmt, dem fehlt gar vieles und Wertvolles.

Wie verbringen sie denn die glücklichen Kinderjahre? Begleiten wir sie einmal einen Tag. Es ist

Frühling. Ein Duft, ein Hauch, ein Strahl von dem Herrlichen und Wunderbaren, was da draußen in der Natur vor sich geht, ist auch in die steinernen Bänge und Straßen der Stadt gedrungen. Heller Sonnenschein weckt die Kinder. Schnell angekleidet, die Aufgaben noch einmal durchgesehen und dann zur Schule! Glücklich, wer einen weiten Weg hat, glücklich, wen sein Weg an Gärten und Wiesen vorbeiführt. 5—6 Stunden Schulzeit. Müde schleppen sie sich heim, essen zu Mittag, und dann geht's an die Schulaufgaben. Sind sie gemacht, so müssen sie oft zur Belohnung noch eine Stunde Klavier üben. Endlich frei. Nun dürfen sie spielen. Wo? In der Kinderstube oder auf dem Korridor.

Nur in Ausnahmefällen können sie in einen Garten gehen, was man so in der Großstadt Garten nennt: zwischen himmelhohen Häusermauern ein Stückchen Erdboden mit breiten Kieswegen und schwächtigen Rasen- und Blumenbeeten.

Sind sie ganz besonders bevorzugt und haben ein „Fräulein“, so können sie auf eine Stunde spazieren gehen. Wohin? Durch die Straßen, über die Wälle, zum Zoologischen Garten. Er ist der Lieblingsort unserer Kinder. Er bietet ihnen so viel Neues und Interessantes, und sie können dort so ungeniert spielen und — so ungeniert beobachten. Der schöne Botanische Garten wird viel seltener aufgesucht. Aus er-

klärliehen Gründen ist er Kindern ohne Begleitung nicht zugänglich, und die Erwachsenen sind nicht sonderlich erbaut von ihm; gibt es doch dort weder Restaurants, noch Konzerte, noch Raubtierfütterung.

Schlimmer sieht es für unsere Kinder im Winter aus. Bei der Lampe trinken sie ihren Kaffee, im fahlen Morgendämmer eilen sie zur Schule, um oft in der Abenddämmerung wieder heimzukehren und beim Lampenschein ihr Mittagmahl zu verzehren. Wenn nicht die Eisbahn sie gelegentlich ins Freie lockt, kommen die wenigsten von ihnen, abgesehen vom Schulwege, im Winter auf die Straße; über die Grenzen der Stadt hinaus wagt sich nur selten jemand. Was soll man denn im Winter draußen tun?

Und was ist die Folge dieses Lebens in der engen Stadt, dieses steten Aufenthalts zwischen den vier Wänden oder den öden, steinernen Straßenuauern? Es fehlt unserer Jugend an Luft und Licht, an Bewegung und Beobachtung, an Naturanschauung und Naturgefühl.

Daß der Aufenthalt im Freien dem Körper zuträglich, notwendig ist, leuchtet ohne weiteres ein. Die bleichen Gesichter der Kinder, das fortwährende Klagen über Kopfschmerz, die mangelnde Frische predigen es deutlich genug. Ihre Lebensweise ist eine unnatürliche, eine ungesunde, und nicht nur für den Körper, auch für die Entwicklung des Geistes.

Gesehen haben sie vieles, aber angeschaut nur wenig, und in der Natur angeschaut fast gar nichts. Sie kennen Theater und Konzert, Ausstellungen und Museen, Bazare und Warenhäuser, kurzum die Dinge der Kultur und Überkultur, aber die Grundlagen aller Kultur, die Anschauung von den einfachsten Dingen, von dem Leben in der Natur sind ihnen weltfremd. Eine Kochkunstausstellung haben sie gesehen; aber fragt sie einmal, wie das allergewöhnlichste unserer Nahrungsmittel entsteht, das Brot, wer von ihnen kann ein klares, auf Anschauung gegründetes Bild geben? Eine Raubtierfütterung anzusehen ist ihnen ein Hochgenuß; aber laßt sie einmal erzählen, wie eine Schwalbe sich die Nahrung sucht, wie sie ihre Jungen acht, wie ein Späzlein trinkt, und sie werden euch mit großen, fragenden Augen ansehen. Von hundert und aberhundert der gewöhnlichsten Dinge und Tätigkeiten haben sie nur Worte, aber keine Anschauung, also auch keine Vorstellung, also auch keinen rechten Begriff. Ein zweijähriges, ein dreijähriges Kind guckt nach allem und sieht alles, greift und betastet alles und will alles wissen und kennen. Diese ursprüngliche, wunderbar reiche Anlage, alles fassen und erfassen, alles greifen und begreifen zu wollen, wie bald wird sie zertrümmert und wie schnell, ach gar zu schnell lassen sich die Kinder mit leeren Worten abspeisen und werden, ach, damit abgespeist!

Ich habe kürzlich eine kleine Untersuchung in meiner Schule angestellt, und obgleich wir seit Jahr und Tag darauf halten, daß unsere Kinder sehen und sehen lernen, war das Ergebnis doch ein sehr trauriges.

Von 120 zehn- bis sechzehnjährigen Mädchen hatten unter anderem

- 49 nie pflügen sehen,
- 58 niemals eine Schafherde erblickt,
- 79 nie ein Beilchen in der Natur wachsen sehen,
- 90 nie eine Nachtigall gehört, —
- 89 hatten keinen Sonnenaufgang,
- 33 keinen Sonnenuntergang gesehen.

Aber auch in der Stadt waren sie nicht recht heimisch.

- 90 hatten nie eine Fahrt durch den Hafen gemacht,
- 95 kein Dock,
- 110 keine Werft gesehen;
- 56 hatten niemals auf dem Stintfang (dem höchsten Punkt am Hafen) gestanden, und
- 89 nie die Elbe im Winter gesehen.

Bingen wir aus Hamburg hinaus, so kannten sie nur die Orte, wohin wir gewöhnlich unsere Schulausflüge gemacht hatten. Weitere Punkte, und wenn sie zu den reizvollsten der Umgebung Hamburgs gehörten, waren auch den größeren Kindern unbekannt.

Die wunderlichsten Vorstellungen traten bei diesen Untersuchungen klar zu Tage. Bei meiner Frage, wann sät man die Kartoffeln, fiel es keinem einzigen Kinde einer Oberklasse ein, daß sie überhaupt nicht gesät werden, und eine ganze Anzahl meinte mit aller Bestimmtheit, daß die Aussaat im Winter vorgenommen würde. Andere waren bereit, mir im Dezember ein grünes Kartoffelfeld zu zeigen, waren aber höchlichst erstaunt, als ich bei dem Kapitel Kornfeld ihnen sagte, daß das Korn schon im Winter spannenhoch sei. Was Grasbutter sei, hatten alle geschmeckt, warum sie aber so heiße, war vielen ein Rätsel. Einige meinten, das sei Butter aus Gras gemacht, was ja allerdings, wenn man den immerhin nicht unbeträchtlichen Umweg abrechnet, auch seine Richtigkeit hat.

Selbst von den allergewöhnlichsten Dingen fehlte oft ein klares Bild. Bei einer Besprechung des Gartens in einer unteren Klasse hatten die Kleinen glücklich herausgefunden — sie waren kurz vorher nach dem Botanischen Garten geführt worden — daß es Blumen- und Obstgärten gibt. Auf die Frage: Und wie heißt der Garten, aus dem das noch kommt, was wir jeden Mittag essen, erfolgte die prompte Antwort: Fleischgarten. Nun wurde weiter gefragt: Woher kommt das Fleisch? Vom Schlachter, das wußten fast alle. Und woher holt's der Schlachter?

Vom Schlachthof, das wußten auch noch viele. Woher kommt's aber auf den Schlachthof? Allgemeines Stillschweigen, bis endlich eine auf die Antwort verfiel, auf die die Menschen so gern verfallen, wenn sie nicht weiter können: Wie kommt's auf den Schlachthof? Vom lieben Gott.

Das sind nur so einzelne Proben; sie ließen sich aus fast jeder Lesestunde, aus dem geschichtlichen, geographischen und naturgeschichtlichen Unterricht in reicher Menge vervielfältigen. Immer wieder stößt man darauf, die Kinder arbeiten mit inhaltlosen Worten.

Sie hören im frühesten Kindesalter, wie Dornröschen die Alte am Spinnrad getroffen und sich an der Spindel blutend gestochen, sie lernen später in der „Alten Waschfrau“:

„Sie hat gespart und hat gesonnen  
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,  
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen“ —  
sie deklamieren in der Blocke:

„Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,  
— aber wer von ihnen hat je ein Spinnrad gesehen?

Man gehe nur einmal eine Lesefibel durch, wie wenige von den Dingen, die da erwähnt sind, kennen unsere Kleinen. Es ist ein glücklicher Gedanke, den der Direktor einer hiesigen Realschule, Herr Professor Dr. Reinmüller, gehabt, sich ein Fibelmuseum

anzulegen. Aber auch das beste Museum bleibt immer nur ein Notbehelf.

Welch ein Unterschied, ob ich dem Kinde den blühenden Apfelbaumzweig zur Betrachtung in die Hand gebe, oder ob es von Tag zu Tag sieht, wie die kleine dunkle Winterknospe schwillt und schwillt, sich bräunt und weitet und eines Morgens im Sonnenschein die schimmernde Blüte die Hülle sprengt! Welch ein Unterschied, ob ich dem Kinde ein Vogelneß in der Klasse zeige, oder ob es an einem Busch steht, vorsichtig leise die Zweige zurückschlägt, und nun mit pochendem Herzchen in das lebendige Wunder schaut! Wie und wo sich die Dinge in der Natur vorfinden, wie sie werden und wachsen, wie sie leben und wie sie tun, das muß das Kind sehen.

Aber warum ist das so notwendig? Und bietet denn unsere Großstadt mit ihrer Fülle von Anschauungen keinen Ersatz dafür? Nein. Einmal werden diese Dinge, sei es, weil sie zu kompliziert sind, sei es, weil sie in so verwirrender Menge auf das Kind eindringen, auch nur oberflächlich gesehen. Man glaubt kaum, wie wenig genau ein Großstadtkind sieht. Hundertmal kann es an einer Sache vorübergehen und hat doch kein Bild davon. Als vor längeren Jahren Buffalo Bill mit seinem Wilden Westen hier Schausstellungen gab, waren unsere Jungen vollständig begeistert von seinen Vorführungen. Immer und

immer wieder starrten sie die großen Plakate mit den bezaubernden romantischen Bildern an; als ich aber eine Tertia einen Brief über die Vorführungen des berühmten Buffalo Bill schreiben ließ, wußte ein Drittel nicht, wie der Name geschrieben wurde.

— In unserm Schulhof stand ein Lindenbaum. Ich fragte einstmals in einer Mittelklasse: Wie viel Bäume haben wir im Schulhofe? Und die Meinungen schwankten zwischen gar keinem und vier.

Aber selbst wenn das Kind die Dinge, die ihm die Großstadt zeigt, genauer sähe und kennte, würden sie ihm die fehlenden Naturanschauungen nicht ersetzen können. Sie sind die Bausteine unserer Bildung, sie sind die Grundlagen für das Verständnis der Kulturdinge, auf sie geht alle Kunst wieder zurück und muß auf sie zurückgehen.

Klare Anschauungen sind der Feind aller Oberflächlichkeit, schärfen den Verstand, veredeln das Gemüt und stärken den Charakter. Von den Anschauungen hängen die Vorstellungen, die Begriffe, die Urteile und Schlüsse, also jegliche Denktätigkeit ab.

In manchen Fächern wie in Geographie, Naturgeschichte, Physik, baut sich der ganze Unterricht auf diesen Anschauungen auf. In der Sprache vertiefen sie das Verständnis, denn jede geistige Bedeutung der Wörter geht ursprünglich von einer sinnfälligen

aus. Aus dem Sehen ist ein Einsehen, aus dem Greifen ein Begreifen geworden.

Wer einen Aufsatz über das Sprichwort machen soll: „Wer sich alle Büsche besieht, kommt nicht zum Holz“, wird viel leichter in den rechten Sinn eindringen, wenn er selber schon einmal durch das niedrige Buschwerk zum Holz gedrungen ist. — Bei der Aufnahmeprüfung ins Seminar wurde einmal das Thema „Die Wiese“ gestellt. Als ein Prüfling seinen Aufsatz abgegeben, fiel ihm nachträglich ein: Ei, ich hab' gar nichts von Gras und Heu geschrieben! — Welche Anschauung mag der wohl von der Wiese gehabt haben?

Wie dem Denken, so kommt auch dem Empfinden, dem ästhetischen Genießen eine klare Naturanschauung zu gute. Wie ganz anders, wie viel tiefer wirkt ein Märchen wie „Rotkäppchen“, wie „Hänsel und Gretel“ auf ein Kind, das schon oft im Wald gewesen, als auf ein solches, das aus seinen engen Stadtmauern noch nie herausgekommen ist. Andersens herrliches Märchen vom Tannenbaum kann nur der ganz nachfühlen, der mit dem Waldleben vertraut ist. Als ich vor Jahren einige Tage auf einer Hallig verbrachte, erzählte ich einem zehnjährigen Knaben das Märchen von „Schneewittchen“, er verstand es kaum; einen Baum, einen Berg, ein Pferd hatte er nie gesehen, von einem Jäger, einer

Höckerfrau kaum je gehört; aber wie lauschte er mit großen Augen, als ich ihm die Geschichte vom „Fischer und syner Fru“ erzählte. Da schlug ich eine Saite an, die in seiner Seele widerklang, da war er auf heimischem Boden. Mit dem Meere hing ja sein ganzes Leben zusammen.

Aus dem Naturleben holen sich die Dichter ihre schönsten Bilder, ihre tiefsten Gleichnisse; in Schilderungen von Naturstimmungen lassen sie uns die freudigste Zuversicht, die geheimste Sehnsucht ihres Herzens, also des menschlichen Herzens überhaupt, ahnen.

Ich stand auf Bergeshalde,  
Als heim die Sonne ging,  
Und sah, wie überm Walde  
Des Abends Goldnetz hing.

oder

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde,  
Es war getan, fast eh' gedacht;  
Der Abend wiegte schon die Erde,  
Und an den Bergen hing die Nacht.  
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,  
Ein aufgetürmter Riese da,  
Wo Finsternis aus dem Gesträuche  
Mit hundert schwarzen Augen sah.

oder

Ein Wasser schwagt sich selig durchs Gelände,  
Ein reifer Roggenstich schließt ab nach Süd,  
Da stützt Natur die Stirn sich in die Hände  
Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd'.

Verstehen kann das allenfalls jeder, aber ganz nachfühlen, sich an diesen wunderbaren Bildern in innerster Seele erfreuen kann nur der, dem sofort mit dem Wort des Dichters auch die Vorstellung des Bildes leibhaftig vor das innere Auge tritt, für den das Wort auch einen Gefühlswert hat.

Auf dem Schild eines Wirtshauses in einer Vorstadt, wo vielleicht vor hundert Jahren ein wirklicher Krug gestanden, sah ich kürzlich einen Bierkrug mit einem Lorbeerzweig darum gemalt und darunter stand: „Im Krug zum grünen Kranze“. Unwillkürlich erschien mir das traurige Bild als ein Symbol der verblaßten, der falschen Naturanschauungen der Großstadtbewohner.

Ich halte es daher für eine der erfreulichsten Wirkungen der neuen pädagogischen Bestrebungen, die unter dem Namen „die Kunst im Leben des Kindes“ zusammengefaßt werden, daß sie uns zwingt, dem Kinde klarere, reichere Naturanschauungen zu vermitteln. Alle großen Dichter und Künstler stehen in engster Verbindung mit der Natur, sie ist die Quelle, aus der sie immer wieder Frische und Kraft

trinken. Alle echte Kunst geht von der Anschauung, von sinnlichen Vorstellungen, von anschauender Erfahrung aus. Wer seinen Goethe, seinen Uhland, seinen Heine, seinen Mörike, seine Droste, seinen Storm oder Liliencron ganz genießen will, der muß auch wie sie selber die Natur kennen. Denn der Dichter, der Künstler kann uns nicht etwas ganz Neues geben, er kann es nur aus dem Dämmer unsrer Seele ins helle Licht des Bewußtseins rücken, er kann den Funken in uns zur Flamme wecken, den Keim zum Baum emporsprießen lassen; aber Funken und Keim müssen da sein. Wer's ihm nicht nachfühlen kann, wird's nie erjagen. Kinder, die nie im Wald gewesen sind, werden wohl die Freude über die Kuchenhütte in „Hänsel und Gretel“ empfinden; aber den geheimen bangen Schauer, der die verlassen umherirrenden Kinder erfaßt, können sie nicht nachfühlen. —

Es ist so schön. Es rauscht so fremd, so voll.

Der Tannen dunkle Arme regen sich

So rätselhaft. Sie wiegen ihre Häupter

So feierlich. Das Märchen! ja, das Märchen

Weht durch den Wald. —

Aber wer das Märchen nicht schon selber in stiller Wanderstunde im Walde gefunden oder empfunden hat, für den weist auch Hauptmann vergebens darauf hin.

Und wie mit der Dichtkunst, so ist es mit der Malerei. Ein Landschaftsbild kann nur der recht genießen, der schon eine Landschaft recht genossen hat. An dem Glanz, dem Schmelz der Farben, an der Harmonie der Farbentöne, an der Luft- und Lichtstimmung kann man sich nur erfreuen, wenn man das alles in der Wirklichkeit sehen gelernt hat. Und weil das nicht geschieht, weil unsern Kindern, die so sehensfreudig zur Schule kommen, die Augen mit papiernen Werten gefüllt werden, anstatt sie vom goldenen Überfluß der Welt trinken zu lassen, darum stehen sie als Erwachsene so ratlos vor den Bildern, an denen sie sich erfreuen sollten. Darum hatten die neueren Meister so lange und so schwer gegen den Unverstand der Menge und den Verstand der Kunstverständigen zu kämpfen. Man höre doch einmal das Urteil der Erwachsenen in den Museen und Kunstausstellungen. „Nein, wie die Wiese hier grün aussieht, so ein Grün gibt's ja gar nicht!“ „Und dieses Blau des Rauches, so mag wohl ein italienischer Himmel aussehen, aber kein deutscher Rauch!“ „Und die Bäume dort im Abendsonnenschein, die tragen ja rote statt grüner Blätter! Nein, wo diese Maler die Augen haben!“

*Male die Dinge,  
wie sie uns so  
schauen, nicht  
wie sie an sich  
sind.*

Sie haben sie dort, wo wir sie nicht haben. Solches Grün, solches Blau und Rot gibt es; aber wir haben nicht gelernt, es zu sehen. Und darum

ist es ein großes Verdienst Lichtwarks und der Hamburger Lehrer, daß sie versucht haben, die Schüler auch das Sehen in der Kunst zu lehren — und außerdem ihnen von dem, was sie in der Heimat in der Wirklichkeit geschaut, ein künstlerisches Abbild geben zu lassen.

In der genauen Vertrautheit mit der Heimat und der heimatlichen Umgebung wurzelt auch das Heimatsgefühl und die Heimatsliebe, und diese ist der tiefste, der sicherste Grund der Vaterlandsliebe, so daß auch die Pflege des nationalen Sinns aus den Quellen reicher und klarer Anschauungen ihre kräftigste Nahrung saugen kann.

Aber auch unser Wollen und Tun wird durch gründliche Anschauungen beeinflusst. Wem die klare Vorstellung in der Seele lebt, daß ein Spaziergang über die Wiese, eine Wanderung durch den Wald eine Fülle von Freuden und Genüssen bietet, der wird einen freien, schönen Sommernachmittag nicht in der Stube, nicht im Restaurant, im Café verbringen wollen. Und wer sich einmal in einer Großstadt umgesehen, wer einmal durch die engen, dumpfen Gänge und Gassen gewandert ist und das Elend und die Not seiner Mitmenschen gesehen hat, der wird nicht so leicht ein Verdammungsurteil über sie sprechen, wenn sie danach streben, auf die eine oder andere Weise ihr Los zu verbessern,

den wird sein eigenes Herz zu werktätiger Hilfe antreiben.

Darum, aus diesen und noch manchen anderen Gründen, gebt den Kindern Gelegenheit zu sehen, lehrt sie sehen!

Von der Erkenntnis ausgehend, daß Können mehr wert ist als Erkennen, daß Sehen und Erfahren mehr Klarheit schafft als Lernen, hat man von den verschiedensten Seiten die Forderung nach Schulgärten erhoben. Sie sollen den Tausenden von Kindern in der Großstadt, deren Eltern sich nicht den Luxus eines eigenen Gärtchens gestatten können, Ersatz bieten, in ihnen sollen sie zu jeder Jahreszeit mit eigenen Augen ein gutes Stück Naturleben beobachten, sollen, wo es angeht, mit eigenen Händen säen und pflanzen und gärtnern helfen und die Freude kennen lernen, eine Pflanze selbst gezogen zu haben. Im Innern der Stadt läßt sich das kaum mehr erreichen, aber draußen in den Vororten sollte keine Schule gebaut werden, mit der nicht ein großer Schulgarten verbunden wäre.

Und da draußen und natürlich, soweit es sich ermöglichen läßt, auch in der inneren Stadt sollte es auch mit Busch und Baum bestandene, vor den Gefahren des Straßenverkehrs geschützte Spielplätze in reichlicher Anzahl geben, Spielplätze, die im Winter auch als Eisbahn dienen könnten, damit

die Kinder der Armen nicht an den Planken zu stehen brauchen, um mit traurigem, neidischem Auge einen Blick von dem Vergnügen der Reichen zu erhaschen, oder gar in die Versuchung geraten, sich mit Lebensgefahr auf die Stadtgräben oder die Flüsse zu wagen.

Wie segensreich solche Spielplätze für die Entwicklung unserer Jugend sind, wie notwendig körperliche Bewegung und Übung als Gegengewicht zu den langen Schulstunden, zu dem Hocken über den Büchern, zu dem Aufenthalt in den engen Räumen und dumpfen Straßen sind, das hat man noch nicht genügend eingesehen. Wohl gibt es hier (in Hamburg) einen „Verein für Jugendspiele“, der die gesunden englischen Rasenspiele bei uns einbürgern will; aber es fehlt an der rechten Beteiligung, fehlt an der genügenden Zahl leicht erreichbarer Spielplätze.

Als besonders wichtiges Mittel, dem Mangel an Bewegung und Naturanschauung abzuhelpfen, müssen die Schulausflüge gelten. Schulausflug! und das Gesicht mancher Mutter legt sich in tiefe Falten, und ein leiser Seufzer bewegt die Brust. Tagsüber die Sorge um den Liebling, ob ihm auch wohl nichts zustoße, und abends die zerrissenen oder durchnässten Kleider, die verdorbenen Hüte und die verlorenen Schirme. Schulausflug! ach, muß es denn sein?

Schulflug! und das Gesicht der Kinder strahlt in freudigem Glanze, und die Augen leuchten glücklich und gucken immer und immer wieder sorglich prüfend zum Himmel, und selbst nachts im Traum klingt es mit leisem lockendem Ton: Und morgen ist Schulflug!

Da stehen sich „die Alten“ und „die Jungen“ einmal wieder gegenüber, und der Lehrer, der zwischen beiden steht, sagt: Ja, es muß sein, und es müßte viel häufiger sein als bisher. Nicht bloß einmal im Jahr, in leuchtender Sommerszeit, in jeder Jahreszeit, in jedem Monat sollten sie mehrermals gemacht werden, sei es in direkt unterrichtlichem Interesse, sei es zu Beobachtungs-, zu Spiel- und Wanderzwecken. Einmal die ganze Schule zusammen, damit das Gefühl der Gemeinsamkeit, des Zusammengehörens gestärkt werde und die Großen wie die Kleinen sich als Ganzes fühlen, sonst aber in einzelnen Klassen oder besser in noch kleineren Gruppen. Das Ziel? Einerlei wohin, nur hinaus aus der Stadt, nur „ins Freie“, wie unsere Sprache es tiefsinnig ausdrückt, nur dahin, wo der Blick sich frei ergehen, die Hände und Füße sich frei regen können, die Seele frei aufatmet und kein Polizei- und Lehrerverbot fortwährend mahnt: Du darfst nicht, du darfst nicht!

Es ist ein herzerfreuender Anblick, solch eine

Schar Kinder in losgelassenem Jugendübermut, in entfesselter Jugendlust sich tummeln zu sehen. Sind es Knaben, so muß der Weg dreimal gelaufen, jeder Graben übersprungen, jeder Hügel erklettert werden. Und hinter dem Busch im Versteck zu liegen als Jäger, Räuber oder Indianer, die Verfolger zu täuschen, die Verfolgten zu erspähen — das gehört zu des Lebens Glückseligkeiten!

Sind es Mädchen, so wird auch das eine oder andere dieser Spiele versucht, um gebührend belacht zu werden, wenn es mißglückt, oder es werden Reigen und Versteckspiele gemacht, Blumen gesucht und Kränze gewunden und was an dem äußeren Jubel und Trubel fehlt, das ersetzt die innere Fröhlichkeit.

So nebenbei werden hunderterlei Dinge gesehen: hier ein Kornfeld, ein pflügender Bauer, da eine Wiese mit weidenden Kühen, dort ein Bauernhaus mit Schwalbennestern und drüben am Sumpfe ein leibhaftiger Storch. Hat man die Kinder erst einmal gewöhnt, auf alles zu achten, so ist es schier wunderbar, was alles sie sehen und entdecken und fragen, so daß man nicht gar selten sagen muß: Das weiß ich selbst nicht, das wollen wir erst noch herausfinden.

Und während sie selber gucken und beobachten und sich ganz unbeachtet wähnen, macht der Lehrer

seine eigenen Beobachtungen. Da merkt er, wie ein sonst teilnahmsloses, stumpfes Kind mit einem Male rege wird, wie es an Geschicklichkeit und Ausdauer es allen anderen zuvortut, und wie der Letzte der Klasse der Führer beim Spiel und auf der Wanderschaft wird. Da wiederum ist ein Musterkind an Sittsamkeit und würdigem Betragen, und plötzlich gucken ihm die Teufelchen aus jedem Armelloch hervor: ein Kleineres wird an die Seite geschubst, dem Laufenden wird ein Bein gestellt, dem peinlich Sauberen etwas Schmutz auf den Hut geworfen — es sieht's ja keiner. Versteckte Fehler und Tugenden, die die Zucht der Schule zurückhält, offenbaren sich, Neid, Hinterlist und Begehrlichkeit werden offenkundig; aber auch Hilfsbereitschaft, Tatkraft, Überlegung, Mut, Zuvorkommenheit, Gefälligkeit und Selbstlosigkeit, und ein Kind, das mit boshafter Hartnäckigkeit uns bisher jeden Einblick in seinen Kopf versagt hatte, weil es ihm eben an Kopf fehlte, läßt uns auf einmal in sein goldenes Herz schauen.

Ein klein wenig lernen auf solchen Wandertouren auch die Kinder den Lehrer besser kennen, wenigstens von einer andern Seite kennen. Wenn er geschickt genug ist, die Würde des Amtes fallen zu lassen und doch seine Würde zu wahren, sehen sie zu ihrem Erstaunen, daß der Befürchtete oder der Verehrte doch eigentlich auch nur ein Mensch ist. Erst zu

ihrem Erstaunen, dann zur freudigen Bewunderung und endlich zur hellen Freude. „Er hat mit uns Jäger gespielt“ — „Und ich hab' ihn mit dem Schneeball getroffen!“ so flüstert oder jubelt es fröhlich von Mund zu Mund.

Und das tut seiner Wirksamkeit wahrlich keinen Abbruch, wie es überhaupt dem Ruhm der „Großen“ nie schadet — und Lehrer sind nun einmal zu gewisser Zeit den Schülern Große — wenn man sich ihnen menschlich nähern darf. Solch reine Freuden, wie sie die Schulausflüge bieten, wirken fürs Leben. Fragt einmal den erwachsenen Schüler: Woran haften deine schönsten Schulerinnerungen? Und ohne langes Bedenken wird er sagen: An unsern Schulausflügen!

Bei dem reichen Gewinn kann man schon einen kleinen Verlust in den Kauf nehmen. Ein verdorbenes Kleidungsstück ist wahrlich nicht schlimm; noch besser ist es, wenn die Eltern bedenken, daß ein Ausflug keine Gesellschaft ist, und die Kinder Kleider tragen lassen, an denen nicht viel zu verderben ist. Regnet es dann einmal, oder sind Wetter und Wege sonst ungünstig, auch gut, so lernen die Kinder, was es heißt, etwas Unangenehmes ertragen müssen und sich doch den frohen Mut nicht verderben lassen.

Auch soll man — die Eltern nämlich — in solchem Falle so gerecht sein, daß man für jeden Regentropfen oder sonst für einen kleinen Unfall nicht

gerade den Lehrer verantwortlich macht, „der sich immer das schlechteste Wetter und die gefährlichsten Wege aussucht“. Noch viel weniger aber darf man denken, daß die Lehrer die Schulausflüge machen, um sich eine Erholung, einen schulfreien Tag zu gönnen; denn einem gewissenhaften Lehrer bringt ein solcher Ausflug mehr Anstrengung, mehr Sorge und Verantwortung als eine ganze Unterrichtswoche. Aber trotzdem wird er gern den Kindern beistimmen und wie sie erklären: Zu den schönsten Stunden des Schullebens gehören die Schulausflüge.

Nicht minder schön, aber noch fruchtbarer, weil sie häufiger und nur von wenigen unternommen werden, können die Ausflüge der Eltern mit den Kindern sein, wenn sie in rechter Weise gemacht werden. Doch wie werden sie gewöhnlich gemacht? Gar nicht. Es klingt unglaublich, aber ich habe es wiederholt erfahren, daß es Eltern gibt, die niemals einen Ausflug mit ihren Kindern gemacht haben, die also auf eine der schönsten und reichsten Freuden verzichten haben, die das Familienleben bietet. Nach den Ferien erkundige ich mich gewöhnlich in allen Klassen: Wie habt ihr die freien Tage verbracht? Wer war verreist? Wohin seid ihr gewandert? Was habt ihr gesehen? Da gibt es oft merkwürdige Antworten.

Einmal, es war nach den Pfingstferien, erzählte

mir eine Kleine, die in den Kolonnaden wohnte: „Wir haben auch einen Ausflug gemacht.“ „Und wohin denn, Kind?“ „Nach dem Alsterpavillon. Er liegt etwa 1 Minute von den Kolonnaden entfernt.“

Cafés und Restaurants, möglichst nah gelegen, möglichst bequem und schnell zu erreichen, sind die beliebtesten Ausflugsziele. Man erobert sich und den Seinigen an einem heißen Sommersonntag-Nachmittag einen Platz auf dem Schiff oder auf der Bahn, sitzt eine Weile eingepfercht in qualvoll fürchterlicher Enge und ist froh, wenn man nach dem Aussteigen bei der Wirtschafft ein kühles Plätzchen erreicht, wo man in Ruhe seinen Kaffee oder sein Bier trinken kann. Die Männer schwingen sich vielleicht noch zu einer Skatpartie auf, die Damen führen irgend ein interessantes Gespräch über irgend eine uninteressante Frage — und die Kinder bleiben sich selbst überlassen, d. h. sie dürfen sich nicht aus der Sehweite der Eltern entfernen. Darauf ist die nächste Sorge, nur wieder glücklich heimzukommen. Und das nennt man einen Ausflug mit den Kindern ins Freie!

Daß ihn nicht alle Eltern so machen, weiß ich; aber es sollten ihn gar keine so machen. Zu kleinen Spaziergängen wird und muß sich schon, im Sommer wenigstens, eine Spätnachmittagstunde fin-

den, und weit besser als der Sonntagnachmittag ist der Sonntagvormittag zu einem Ausflug geeignet. Gewiß, das geht nicht immer so; die geschäftliche Tätigkeit verbietet das, man will sich auch einen Tag mal ausruhen, man will auch mit seinen Verwandten und Freunden zusammen sein. Schön, geht es nicht alle acht, so geht es doch alle vierzehn Tage oder mindestens alle drei Wochen einmal. Im ganzen Monat ein- bis zweimal sollten und könnten alle Eltern einen halben Tag für ihre Kinder frei haben. Aber auch nur für die Kinder. Da darf keine Rücksicht auf die Erwachsenen uns hindern, daß wir uns ihnen ganz widmen, da wollen wir ganz mit ihnen zusammen sein, ihnen ganz allein leben.

Die Ausrüstung zu einer Wanderung sei eine möglichst einfache, zweckmäßige; kein Herauspußen, das die armen Dinger bei Schritt und Tritt hindert, sich frei zu bewegen. Im Wanderränzel ein Butterbrot, einen Apfel, eine Apfelsine und einen erquickenden Trank mitnehmen, damit das Wirtshaus nicht als verlockendes Ziel winke.

Und das Ziel? Das fängt schon dort an, wo das letzte Haus der Stadt aufhört, es ist der Weg selber.

Ich wandre sonder Zweck und Ziel.

Das ist das rechte Wandern.

Die Bächlein fragen nicht wohin,

Und kommt doch eins zum andern.

Was ist auf einem solchen Weg nicht alles zu sehen an Steinen und Blumen, an Büschen und Bäumen und allem kriechenden, springenden und fliegenden Getier! Was beobachten und entdecken die Kinder nicht alles! Wieviel Anknüpfungspunkte zur Ein- und Ausschau finden sich! Ein einfacher Flintstein, der sich fast auf jedem Weg findet, und man kann ungezwungen die ganze Entwicklung der Kriegswaffe, ein ganzes Stück Kulturgeschichte daran schließen. — Sie sehen einen Frosch, eine Haubenlerche, und ungesucht knüpft sich die Lehre von der Anpassung daran. Manches wird uns selbst fremd sein, ein Buch wird nachgeschlagen, ein Bekannter wird gefragt, ein Bauer, ein Förster, ein Holzfäller, und wir lernen mit, indem wir lehren.

Derselbe Busch, derselbe Baum und dieselbe Quelle werden zu den verschiedensten Zeiten aufgesucht, und die Kinder verwachsen mit ihnen, es ist „ihre“ Quelle, „ihr“ Haselbusch, „ihr“ Lindenbaum. Sie sehen nicht bloß, sie erfahren, sie erleben es. Dazu die tausenderlei kleinen Zufälligkeiten der Wanderung, Überraschungen und auch Enttäuschungen aller Art, die als wichtige Ereignisse der Phantasie willkommene Nahrung bieten.

Daneben werden die kostbarsten Schätze gefunden: Steine, Muscheln, Schnecken, die ersten Haselkätzchen, das erste Beilchen, später Erdbeeren und

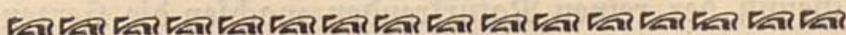
Heidelbeeren, Schlehen und Hagebutten, vielleicht auch ein Vogelnest, lauter Schätze, wie sie die Goldgräber in Klondyke oder die Diamantsucher in den blauen Feldern Transvaals nicht herrlicher finden.

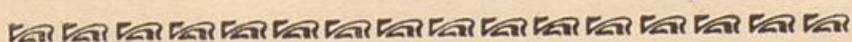
Solche Dinge wie die erwähnten finden sich schon auf dem gewöhnlichen Wege. Wer dazu noch ein besonderes Ziel haben will, hier in unserm Hamburg (andere Städte mögen noch größere Auswahl bieten) kann er nicht in Verlegenheit kommen, nah und fern bieten sich genug: Bahrenfelder Tannen, Flottbecker Quellental, Neumühlener Strand, Friedrichsruh und Sennhütte, Lühe und Majestätische Aussicht, die Heide, die wunderschöne Heide, und wie die hundert Ausflüge heißen mögen, die ihnen ein billiges Büchlein des gleichen Namens oder das „Hamburger Wanderbuch“ beschreibt. Aber besser ist's immer, den Weg als Ziel betrachten, häufig denselben Weg gehen und wohlverstanden, gehen, nicht fahren, auch nicht radeln; denn nur beim Wandern läßt sich ruhig sehen und beobachten.

Auf solchen Wanderungen senkt sich auch der Blick der Eltern tiefer in die Seele ihres Kindes, da offenbaren sich auch ihnen Charakterzüge und Fähigkeiten, die sie bisher nicht kannten, und im Genuß der reinen Naturfreuden wachsen die Herzen

enger zusammen. Nicht gar zu lange währt die köstliche Zeit, in der solche Freuden möglich sind, darum:

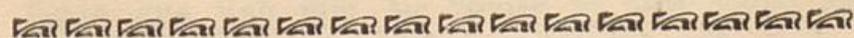
„Beh fleißig um mit deinen Kindern! Habe sie Tag und Nacht um dich und liebe sie und laß dich lieben, einzig schöne Jahre!“





Kumm mit,  
wie wüllt int Bröne gan!

(Erziehung zum  
Naturgenuß)



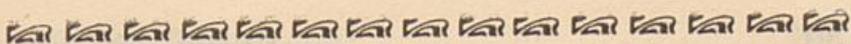
Handwritten text at the top of the page, likely bleed-through from the reverse side.

Handwritten text in the upper middle section of the page, appearing as bleed-through.

Wie willt in Throne sein  
König mit

(Vergleichung zum  
Naturgesetz)

Handwritten text at the bottom of the page, likely bleed-through from the reverse side.



Zwei Wanderer, so erzählt Anastasius Brün, zogen einst zur Alpenwelt empor. Und als sie zurückkehrten und gefragt wurden, was sie denn gesehen hätten, sagte der eine mürrisch mit Zähnen:

Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain  
Und blauen Himmel und Sonnenschein.

Der andere aber jubelte leuchtenden Blickes:

Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain  
Und blauen Himmel und Sonnenschein!

Es ist eben der Ton, der die Musik macht; es sind die Augen, die den Wert des Gesehenen bestimmen. Mancher geht stumpf und gleichgültig an einem Garten Eden vorüber, und das Herz eines andern ist entzückt von der Fülle der Schönheit, die sich ihm auf einer Wiese, an einem Graben der Landstraße, auf der Heide offenbart. Hier wie überall sind ursprüngliche Anlagen maßgebend; aber auch hier wie überall kann die Erziehung fördern, nachhelfen, ergänzen und leiten.

Soll das Kind Freude an der Natur haben, so muß es sie sehen, muß lernen, sie zu sehen. Von Haus aus sind ihm die Augen ja weit genug ge-

öffnet, sie sind immer auf der Suche, ob sie nichts Neues finden können, und spähen wie ein Falke nach Beute aus; aber die Fülle der Erscheinungen stumpft sie ab, und unser unglückseliger Unterricht, der ihnen von der Fibel an die Worte statt der Sache gibt, das Bild statt der Naturanschauung, macht sie bald so genügsam, daß sie wähnen, sie hätten etwas, sie kennten etwas, wenn sie weiter nichts als ein Wort haben.

Darum, lehrt das Kind die Augen aufstun, sich umschauern! Zuerst nach dem Einzelnen, leicht Faßbaren. Ist kein Garten da, so macht man ihm einen. Ein paar Blumentöpfe, ein paar Zwiebeln, etwas Samen — und Wunder werden sich da gestalten, eine Welt von Schönheit wird sich erschließen. Am besten, wenn das Kind selber sät und pflanzt, wenn die Blume ihm gehört, wenn es sein Eigentum pflegt und beobachtet. Ich erinnere mich eines Topfes in der Gartenbauausstellung, in dem ein Kastanienbäumchen stand mit dem Begleitzettel: „Von dem fünfjährigen Hans . . . . aus einer Kastanie gezogen, die er auf einem Spaziergange gefunden.“ Welche Freude wird dem kleinen Kerl mit dem Pflänzchen gewachsen sein, mit welchen Augen wird der Knabe, der Mann einen Kastanienbaum betrachten!

Holt im Vorfrühling, Ende Februar, anfangs

März, eine Anemone aus dem Walde, eine Primel von der Wiese, ein Gänseblümchen vom Rain, topft sie ein, stellt sie in die warme Stube, und nach wenigen Tagen habt ihr einen Frühling im Zimmer.

Eine einzige Blume kann wie ein einziges Kind Licht und Sonnenschein ins Haus bringen. Wer's wissen will, was sie einem armen Menschenherzen sein kann, der lese Andersens Märchen „Der Engel.“ „Die Blume (eine einfache Feldblume) war mit einer glücklichen Hand gepflanzt, sie wuchs, trieb neue Zweige und trug jedes Jahr ihre Blumen, sie wurde des kranken Knaben herrlichster Blumen-garten, sein kleiner Schatz hier auf Erden; er begoß und pflegte sie und sorgte dafür, daß sie jeden Sonnenstrahl, bis zum letzten, welcher durch das niedrige Fenster herunterglitt, erhielt. Die Blume selbst verwuchs mit seinen Tränen, denn für ihn blühte sie, verbreitete sie ihren Duft und erfreute das Auge; gegen sie wandte er sich im Tode, da der Herr ihn rief.“

Mitleben mit einer Blume, einem Busch, einem Baum, einem bestimmten, muß das Kind, sie nicht bloß hin und wieder sehen, sie als ein Lebendiges, als einen Genossen betrachten und lieben lernen. Das ist unschwer zu erreichen; liegt es doch in der Kindesnatur, in allen Dingen lebende gleichartige Wesen zu sehen. Freilich, auch die Zerstörungslust

psych. liegt in der Kindesnatur, aber sie ist im Grunde nichts weiter als irregegangener Tätigkeitstrieb, der leicht auf den rechten Weg zu lenken ist. Wenn ein Großstadtkind sich auf einem Ausfluge aus einer Schonung ein halbes Duzend Tännchen auszieht und triumphierend damit herangesprungen kommt, so ist es sich gar nicht bewußt, etwas Unrechtes begangen zu haben. Seine erstaunten Augen verraten, daß ihm der Waldsrevel eben so fremd ist wie der Wald eigentlich selber.

Ist das Kind daran gewöhnt, das Einzelding in der Natur zu sehen und sich seiner zu freuen, nicht nur die Pflanze, auch den Vogel auf dem Baume, den Schmetterling auf der Blume, die Wolke am Himmel, die Quelle unterm Busch, dann wird ihm schon ein Weg ins Freie eine Fülle von Freuden bieten. Auf Schritt und Tritt grüßen die Bekannten und Freunde: Guten Morgen, ich bin schon hier! Von allen Seiten lockt es: Sieh her, sieh mich, komm näher, betrachte mich, rieche mich, pflücke mich, höre mich! Wer nur Augen hätte, alles zu schauen, nur Hände genug, alles zu greifen und zu fassen!

Und nun mögen die Wanderungen beginnen ins Feld, in den Wald, in die Heide, über Berg und Tal, die Wanderungen, die auch das Ganze einer Landschaft dem Kinde nahe bringen sollen. Das

Ziel ist Nebensache, der Weg ist alles. Ansprüche gibt es nicht.

Dar wahn en Mann int gröne Gras,  
De harr keen Schüttel, harr keen Laß,  
De drunk dat Water, wo he't funn,  
De plück de Kirschen, wo se stunn'.

Nur mit wenigen Kindern darf man wandern, wenn man zeigen, aufmerksam machen, erziehen will. Ein halbes Duzend sind vielleicht gerade genug, über zehn sind sicher zu viel. Sie sondern sich sonst in Gruppen, sinnen auf allerhand Schnurren und Streiche und öffnen fortwährend den Mund zum Plaudern statt die Augen zum Sehen.

Bewundert und gepriesen wird vom Führer nichts, erklärt wenig, gezeigt viel. Auf Farbe und Ton, auf Licht und Schatten, auf Klang und Duft, auf Gestalt und Zug der Wolken, auf die Bewegung des Erdbodens, auf Gegensätze und Harmonie mag hingewiesen werden. Wo das ungeübte Auge nur „Grün“ sieht, soll das geübtere die ganze Skala von dem Lichtgrün des jungen Birkenlaubs bis zu dem Schwarzgrün der Tannen durchlaufen.

Ein Blick in eine Schlucht, ins Tal, über die Ebene hinweg wird festgehalten. „Bleibt stehen und schaut, schaut so lange, bis ihr's auswendig wißt. Kehrt! Und nun sagt mir, was ihr gesehen.“ Da wird man Unterschiede finden! Aber ein gut Stück

hat doch jeder gesehen und nimmt's mit nach Hause. Und kommt er mal wieder an die Stelle oder an eine ähnliche, es wäre ein Wunder, wenn er sie sich nicht genau ansähe und am Ansehen seine Freude hätte. Für das Gewaltige, Wuchtige, Abnorme, für die wildromantische, heroische Landschaft wird das Kind naturgemäß größere Empfänglichkeit zeigen als für die idyllische, zarte, schlichte.

Nicht immer und nicht alles wird gezeigt, ganze Strecken werden schweigend gewandert. Auch das Ohr soll zu seinem Recht kommen. Das Zirpen der Grille, das Trillern der Lerche, das Rauschen der Tannen gehört mit zur Landschaft. Schweigend schreiten wir durch das hohe Kornfeld, durch eine düstere Schlucht, durch den herbstlichen Wald. Ein leiser Schauer geht durch die jungen Seelen, und vielleicht zum erstenmal empfinden sie das Intimste der Landschaft, das, was von außen antastet und von innen mitklingt, die Stimmung. Da werden sie, wie Avenarius singt:

Mit dem Auge fühlen,

Mit dem Herzen sehn.

Stimmung kann natürlich nicht gezeigt und nicht erklärt werden, sie ganz fühlen kann nur der Erwachsene, nur der einsame Wanderer, der unwillkürlich in dem ewigen Werden und Vergehen der Natur ein Bild und zugleich einen Trost des Men-

ſchenlebens und des Menſchensſchickſals ſieht; aber wie eine Schwalbe das Waſſer kann auch ſie ſchon das Herz des Kindes ſtreifen.

Belegentlich wird eine Naturanſchauung durch einen Verſ, ein Gedicht, ein Lied, ein Bild, eine Schilderung ergänzt und erläutert. Man betrachtet eine Birke und erinnert daran, was Lenau ſingt:

Ich ſah in bleicher Silbertracht  
Die Birkenſtämme prangen,  
Als wäre dran aus heller Nacht  
Das Mondlicht blieben hangen.

Man wandert in den Abend hinein und läßt das Abendlied von Claudius ſingen:

Der Mond iſt aufgegangen,  
Die goldnen Sternlein prangen  
Am Himmel hell und klar;  
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget  
Und aus den Wiefen ſteiget  
Der weiße Nebel wunderbar.

Das kann an Ort und Stelle oder nachträglich geſchehen. Denn wie die Naturanſchauung, das Naturgefühl, die Freude an der Natur die Vorausſetzung zum Verſtändnis vieler dichterischer Bilder und Vergleiche ſind, wie manche lyriſchen Gedichte, manche Landſchaftsbilder nur von dem recht gewürdigt werden können, der ſie nachfühlen, nachſehen kann, ſo können dieſe umgekehrt uns zu einer tiefern,

sinnigern Betrachtung der Natur anregen. Es mag einer häufig genug eine Wiese, ein Feuer im Freien gesehen haben, und doch hat ihm erst ein Böcklin'sches Bild gezeigt, daß die Wiese „so grün“, der aufsteigende Rauch „so blau“ sein kann. Und was die „öde“ Heide uns bieten kann, das kann uns niemand besser sagen als eine Droste, ein Lenau, ein Villenron. Aber erst die Natur, dann die Kunst und dann wieder zurück zur Natur!

Denn so wichtig, so wesentlich auch der Naturgenuß für das Verständnis und den Genuß der Kunst ist, so ist er doch nicht nur Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Er ist voraussetzungslos wie kaum ein anderer zu erlangen, und für die körperliche und geistige Volksgesundung von größtem Werte. Jeder Spaziergang, den ein Arbeiter mit seiner Familie ins Freie macht, ist ein Gewinn für die Volkswohlfahrt, jeder Feldblumenstrauß, den er mit heimbringt, erhöht seine Kraft, vermehrt sein Glück. Wer Freude an der Natur hat, hat auch Freude an der Heimat, und in der Liebe zur Heimat wurzelt das Beste unseres Wesens.

In uns allen ruht noch als Erbteil aus alter Zeit die Sehnsucht nach der Natur, und wenn die Steinmassen unsrer Großstädte sie auch verschüttet haben, sie konnten sie nicht ersticken. Immer wieder treibt es uns, aus diesen öden Gefängnissen ins

Freie zu kommen. Und wenn uns diese Sehnsucht zu stark ergreift, dann suchen wir nach einem Parterre mit Garten oder mieten uns ein Stückchen Land, da, wo die Vorstadt aufhört, und helfen dort „Laubenkolonien“ gründen. Sie sind das erfreulichste Bild der modernen Großstadt. Sie erzählen von der Flucht aus der Enge, aus dem Druck der Kultur und Überkultur in die Freiheit der Natur, sie künden von einem Heimweh nach Schönheit und Freude, sie flüstern von vertriebenen Königskindern, die als Bettler umherirren und ihr altes Kronrecht geltend machen wollen. Und in stiller Abendstunde weht's hell und laut von ihren Blumen und Büschen nach der dunstumhüllten qualmigen Großstadt herüber: „So geht doch, schafft euch Land, Land! rührt euch! vorwärts! rückt aus! (Dehmel.)

Dieser tiefe Gegensatz zwischen Natur und Kultur und die geheime wehmutsvolle Sehnsucht nach dem Freien, nach dem „Grönen“ ist nirgend einfacher und ergreifender dargestellt als in Klaus Groths:

Dar wahn en Mann.

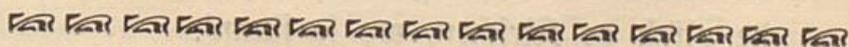
Dar wahn en Mann int gröne Gras,  
de harr keen Schüttel, harr keen Tass,  
de drunk dat Water, wo he't funn,  
de plück de Kirschen, wo se stunn'.

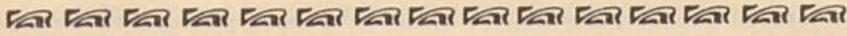
Wat weert en Mann! wat weert en Mann!  
 De harr ni Putt, de harr ni Pann,  
 de eet de Appeln vun den Bom,  
 de harr en Bett vun luter Blom.

De Sünn, dat weer sin Taschenuhr,  
 dat Holt, dat weer sin Bagelbur,  
 de sungen em Abends aewern Kopp,  
 de wecken em des Morgens op.

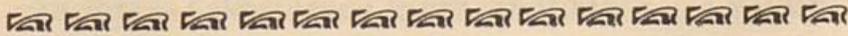
De Mann, dat weer en narrschen Mann,  
 de Mann, de fung dat Gruweln an:  
 Nu maet wi all in Hüser wahn'. —  
 Kumm mit, wi wüllt int Bröne gan!

Für jung und alt, für reich und arm bietet der Naturgenuß sich dar wie Licht und Luft, wie Sonne und Wind. Und wer einmal gelernt hat, ihn zu kosten, wird ihn nie entbehren wollen. Ob im Sommer oder Winter, im Regen und Sturm oder Sonnenschein, es lockt ihn mit mächtigem Heimwehgefühl: Hinaus aus dem Kampf und Staub des Tages in den Frieden der Natur und zurück zu dir selbst!





# Unsere Volksmärchen



Das ist die erste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.

Die erste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die zweite Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die dritte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.

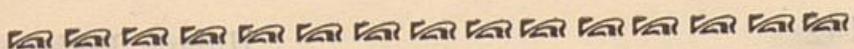
Die vierte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die fünfte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die sechste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.

Die siebte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die achte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die neunte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.

## Unsere Volksmärchen

Das ist die erste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die zweite Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die dritte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die vierte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die fünfte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die sechste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die siebte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die achte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.  
Die neunte Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.

Das ist die erste Seite des Buches, die ich hier zeigen möchte.



Es war einmal — doch nein, es klingt zwar wie ein Märchen, aber es ist eine geschichtliche Tatsache, daß einst zwei grundgelehrte deutsche Sprachforscher von Dorf zu Dorf zogen, um von alten Frauen und Männern, aus dem Munde der Einfältigen und Schlichten, uralte Lebensweisheit und ewig-junge Poesie zu hören: Jakob und Wilhelm Grimm, die Sammler unserer Volksmärchen. Freilich, sie waren nicht nur Gelehrte, sie waren auch latente Dichter, die mit der Wünschelrute eines tiefspürenden, feinempfindenden Dichtersinns umhergingen in dem Reiche, in dem sie unbeschränkte Herrscher waren, in dem Reiche deutscher Sprache, Sitte und Sage. Und überall, wo die Wünschelrute anschlug, da legten sie reine Goldadern und lebendige Brunnen zu Tage. Bis zu ihrer Zeit war das Märchen selber ein Aschenputtel gewesen, das von den feinen Kindern des Landes verhöhnt und verachtet in dem Herdwinkel saß, bis der rechte Prinz kam und trotz des grauen Kittels das holde Kind entdeckte.

In ihrem bescheidenen Sinn empfanden die beiden

Brüder es als eine Gunst, solch glückliche Finder gewesen zu sein. „Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag,“ sagt Jakob, „so ist es der für die Sammlung der Märchen.“

Vor ihnen hatten schon Musäus, v. d. Hagen, Büsching, Tieck, Frau Raubert und andere Märchen herausgegeben; aber sie nahmen ihnen den schönsten Schmuck, das Volkstümliche, gaben ihnen eine künstliche Färbung und vermischten sie mit eigenen Zutaten. Die Brüder Grimm hingegen, ganz auf treue Wiedergabe bedacht, hielten sie ängstlich von allem Fremden rein und erzählten sie in demselben Stil und möglichst in denselben Worten wieder, wie sie ihnen überliefert wurden. Ihre Quelle war das Volk selbst.

Schon im Jahre 1806 hatten sie zu sammeln begonnen, zu einer Zeit, wo Deutschland zerrissen und zertreten war, wo aber auch das deutsche Volksgemüt sich auf sich selber besann, emsig suchend, was ihm denn aus alter Zeit geblieben sei, um neue Kraft und Hoffnung für die Zukunft zu sammeln. 1809 schreibt Jakob an Wilhelm: „Mit den Märchen ist es nichts gewesen. Die Lotte hat die Frau kommen lassen, sie hat den ersten Tag gesagt, sie müsse sich erst besinnen und den zweiten, sie wisse nichts mehr. Beweg doch den Clemens (Brentano), daß er vor

der Herausgabe sich ja erst viel mündlich erzählen läßt, da steckt noch das Meiste und Beste."

Achim von Arnim war es, der dann im Jahre 1812 die Brüder zur Herausgabe des Gesammelten veranlaßte. „Im Zimmer auf- und niedergehend, las er die einzelnen Blätter, während ein zahmer Kanarienvogel, in zierlicher Bewegung mit den Flügeln sich im Gleichgewicht haltend, auf seinem Kopfe saß, in dessen vollen Locken es ihm so behaglich zu sein schien.“ Klingt das nicht selber märchenhaft? Zwei Jahre später erschien der zweite Band. Die beiden tiefsinnigen Märchen: „Von dem Fischer und seiner Frau“ und „Von dem Machandelboom“ hatte der Maler Ph. D. Runge aus Hamburg gesandt, derselbe, der erst in unsrer Zeit durch Alfred Lichtwark, den hochverdienten Anreger und Förderer volkstümlicher Kunsterziehung, zur gebührenden Anerkennung gelangt ist. Einen großen Teil dieser Sammlung aber verdanken sie einer hessischen Bäuerin aus dem Dorfe Zwehre. Die „Frau Viehmännin“, heißt es in der Einleitung zu den Märchen, „war noch rüstig und nicht viel über 50 Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie erzählte bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam,

so daß man ihr mit einiger Übung nachschreiben konnte“.

So kamen die Märchen aus dem Munde des Volkes in die Bücher. Wie aber kamen sie in das Volk hinein?

„Wir finden es wohl,“ sagt Wilhelm Grimm, „wenn von Sturm und anderem Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen wird, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert hat, und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorratskammern; aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände, die sie suchen, und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden, und höher geachtet als sonst ganze Garben, werden sie heimgetragen und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.“

„So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen haben, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht hat, nichts mehr übrig geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als unter dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen und diese unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert,

Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie, sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben."

Reste uralter Sagen, Klänge alter Dichtungen und Spuren des heidnisch-germanischen Götterglaubens finden wir in unsern Märchen wieder. Viele von ihnen stammen aus dem fernen Indien. Sie sind entweder durch die Vermittlung persischer, arabischer und jüdischer Übersetzer in die Literatur und von dieser ins Volk gedrungen, oder durch die Berührung der verschiedenen Völker zur Zeit der Kreuzzüge und der Mongolenherrschaft mündlich überliefert worden, wenn nicht gar uralte Traditionen vorliegen. Das in den Märchen so häufig vorkommende Abstreifen der Hülle kann (nach Theodor Benfen) ursprünglich nur in einem Lande verwandt sein, wo die Natur Erscheinungen bot, die mit Leichtigkeit darauf hinwiesen, und da gibt es wohl keine, die augenfälliger ist als das Abstreifen der Schlangenhaut, und kein Land, das bessere Gelegenheit bot, das zu beobachten, als Indien, wo außerdem noch der weitverbreitete Schlangenkultus es nahe legte, eine tiefere Bedeutung für diese Erscheinung zu suchen. Der buddhistischen Lehre von der Seelenwanderung war es auch entsprechend, die Tiere, wie es das Märchen tut, gleichsam nur als Menschen, Loewenberg: Geheime Miterzieher. 10

die sich in Tiergestalt gehüllt haben, zu betrachten; während die didaktische äsopische Fabel sie ihrem Tiercharakter gemäß handeln und sprechen läßt.

Mannigfach sind die Spuren der alten germanischen Götterlehre in unsern Märchen. Als das Christentum in das Volk drang, wurden die heidnischen Lehren und Anschauungen bekämpft; aber das Herz des Volkes hing fest an ihnen, es konnte nicht so leicht aufgeben, was ihm so lange wert gewesen, worin es so lange Kraft und Trost gefunden hatte. Da es der Väter Erbe nicht in der alten Gestalt bewahren konnte, verwandelte und veränderte es dasselbe. Die alten Jöten wurden Riesen, die Lichtelfen und Walküren Schwanenjungfrauen, die Nornen weise Frauen oder böse Zauberinnen, der alte heidnische Hort wird zur Wünschelrute, zur Goldgans, Usgard, die mit goldnen Schindeln gedeckte strahlende Götterburg, verwandelt sich zum goldnen oder gläsernen Berg. Die Segen und Unheil spendende Göttin Holda, die in Quellen und Tiefen haust, kehrt uns im Märchen als Frau Holle wieder.

An einem unserer beliebtesten Märchen läßt sich diese Wandlung klar erkennen. Die gewaltigen Naturerscheinungen wie Sturm, Donner, Blitz, mußten den Menscheng Geist in seiner Kindheit als etwas Unfaßbares, Feindliches bedrücken, wie ihm andererseits

der erwärmende leuchtende Sonnenstrahl, das milde Walten des Mond- und Sternenlichtes freundlich und wohlwollend erschien. Mit der Vorstellung von höheren Mächten, von Göttern, vor denen er dankend und erbarmenslehend niedersinken konnte, suchte sich die schöpferische Phantasie diese Erscheinungen zu erklären. Für die Bewohner der nördlichen Gegenden konnte nun keine Erscheinung bedeutungsvoller, eindrucksmächtiger sein als das Ersterben der Natur im Winter, ihr Erwachen im Frühling. Diesen Vorgang gestalteten sie sich zu dem Mythos, daß eine feindliche Macht die Erde, die geliebte Braut, in todesähnlichen Schlaf versenkt habe, bis der strahlende Sonnengott, der Erlöser, komme, sie zu neuem Leben zu erwecken. Die Heldensage geht dann einen Schritt weiter zur Vermenschlichung, und so erzählt uns die Edda, daß Sigurd, nachdem er den Lindwurm erschlagen, durch tauige Wälder den blauen Bergen zugeritten sei. Da war der Himmel gerötet wie von einer Feuersbrunst, und als er näher kam, erblickte er eine Schildburg, ganz von lichter Lohe umschlossen. Ein Druck mit den Fersen, und der Hengst setzt im Sprunge über den flammenden Zaun. Sigurd steigt auf den Burgfried und findet dort eine schlafende Jungfrau im Kriegergewande. Als er ihre Brünne durchschnitten hat, erwacht sie und ruft aus: „Du bist der verheißene Held, berufen, mich vom Zauber-

schlase zu wecken. Mich senkte Odin mit dem Schlafdorn in Schlummer, weil ich gegen seinen Befehl gehandelt." Der Feuerball — die rotblühende Dornenhecke, der Schlafdorn — die Spindel, die schlummernde Walküre — das in Zauberschlaf versenkte Königskind, der strahlende Held — der schöne Königssohn: wer muß nicht an Dornröschen denken? So hält das Herz des Volkes fest, was es einmal besessen, und wie in einem Lebensbrunnen verjüngt sich, was es in seine Liebe taucht.

Doch nicht in dem, was sie dem Altertumsforscher bieten, in ihrer schlichten, reinen Poesie liegt für uns der Reiz und der Wert der Märchen, in einer Poesie, die verständlich ist für alle, ob sie reichen oder armen, wenn sie nur kindlichen Geistes sind. Was die Welt schön macht: Berg und Tal, Wald und Bach, Blumen und Vögel, Sonne, Mond und Sterne finden wir in ihnen wieder, und noch etwas, was schöner als alles: unschuldige Kinder, die mit großen Märchenaugen in die Welt schauen. Das wirre Getriebe der Städte, ja sogar der Dörfer, die mannigfache Mischung der Charaktere sind dem Märchen fremd, es bewegt sich am liebsten in den einfachen Verhältnissen des Familien- und Landlebens. Wie die Kinder in der Familie haben seine Personen keine Zunamen, oft nicht einmal Vornamen, nur Beinamen; an bestimmte Orte, wie die

Sage, ist es nicht gebunden, überall ist es zu Hause, und geschehen ist es niemals und zu allen Zeiten. Es war einmal. „Das Märchen steht abseits der Welt in einem umfriedeten, abgeschiedenen Raum, über den es nicht hinausguckt.“ (W. Grimm.)

Wie schlicht ist die ganze Szenerie! Ein Hüttlein am Waldsaum oder am See, ein Brunnen, ein Teich, eine Wiese, ein Berg, ein Königsschloß oder ein Wald. Ja, ein Wald! Wer die ganze Poesie des Märchens verstehen will, der muß die ganze Poesie des Waldes kennen. Steht er nicht selber da wie ein Märchenwunder inmitten der nüchternen Alltagsprosa der Felder und Wiesen? Da draußen um ihn her alles deutlich und bestimmt. Vor uns die regelmäßigen Linien der sorglich geteilten Äcker und Wiesenründe, das Eigentum des einzelnen, das kein fremder Fuß betreten, keine fremde Hand berühren darf. Bis zum fernen Horizont dringt der Blick, nichts Unerwartetes kann sich nähern, nichts Neues auftauchen, ohne sich lange vorher anzuzeigen.

Ein Schritt, und wir sind in einer anderen Welt. Wir dürfen sie betreten, sie ist Gemeingut aus alter Zeit, und jeder Weg steht uns offen. Ein geheimnisvolles Halbdunkel umgibt uns. Mächtig aufragende Stämme hemmen den Blick in nächster Nähe, und zwischen ihnen lockt ihn eine Lichtung in schimmernde Ferne. Wir sind allein; träumende Einsamkeit um-

fängt uns, und doch, um uns rauscht und flüstert es, singt und pocht und hämmert es, und tausend Stimmen, die da rufen: du gehörst zu uns, wir gehören zu dir! Geh nur weiter, nur weiter! Langsam schreiten wir dahin. Über schwankende Zweige huscht der Sonnenstrahl, ein Falter flattert auf, ein Vogel fliegt vorüber — verschwunden, ehe wir ihn recht gesehen; ein Kopf steckt sich aus dem Busch hervor, einen Augenblick nur, und unter duckt er in das verhüllende Grün. Wer war es? Was wird jetzt kommen? Die Büsche schließen sich so dicht zusammen, die Bäume stehen so regungslos, so wissend still da, als solle jeden Augenblick ein Geheimnis, ein Wunder hinter ihnen hervortreten. Ein süßschmerzliches Schauern durchzuckt dich, eine tiefe Sehnsucht seufzt in dir auf, mag kommen, was da kommen will, die Fee des Glücks oder die unheilbringende Zauberin, du erwartest alles, du glaubst alles in dieser wundersamen Märchenstimmung.

Und da kommen schon die bekannten und doch so wundersamen Gestalten. Der Jäger dort, ist es derselbe, der Schneewittchen in den Wald gebracht? Das kleine Mädchen, das Beeren sucht, ist es das Schwesterlein, dem das Brüderchen als Rehkälbchen davongesprungen? Die Alte, die dürre Reiser und Kräuter sammelt, was mag sie nur im Schilde führen?

Den einfachsten Lebensverhältnissen sind die Personen im Märchen entnommen. Jäger, Fischer, Köhler, Bauern und Räuber treten auf. Ein schlichtes Elternpaar, — auch wenn es im Königsschlosse wohnt, unterscheidet es sich durch nichts als die Krone, die der König nach kindlicher Vorstellung immer auf dem Kopfe trägt, von geringen Bauersleuten — eine Stiefmutter, ein Stiefkind, Brüderchen und Schwesterchen, eine böse Zauberin und eine gute Fee, das sind die Hauptpersonen. Aber der Umkreis der handelnden Personen ist ein unendlich größerer; er umfaßt alles: die ganze Welt, Leben und Tod, Schöpfer und jegliches Geschöpf. Der liebe Gott, der wie Odin durch die Welt wandert, muß mittun; der Teufel, der schwarzußige Kumpen, muß es sich gefallen lassen, daß man seinen Schabernack mit ihm treibt; die Engel, die guten und bösen Geister wirken mit. Alle Tiere sind vernunftbegabt, besonders die Vögel, die schnellfliegenden und weitspähenden, die Boten zwischen Himmel und Erde; alle Pflanzen sind beseelt, besonders Blumen und Bäume; die Bäche können reden, und Sonne, Mond und Sterne schließen als handelnde Wesen sich dem Reigen an. Gibt es doch für das Kind und den Menscheng Geist in seiner Kindheit nichts eigentlich Lebloses in der Welt. Der Tod ist ein unfaßbarer Gedanke, und was ist denn der

Tod? Wer kann sagen, ob diese Märchenweisheit, die alles beseelt und belebt, die so klug jedes Blattrauschen deutet, jede Vogelstimme versteht und sich des Zusammenhangs aller Wesen bewußt ist, nicht überhaupt tiefere Weisheit birgt, als wir mit unserm Wissen zu begreifen vermögen?

Wie mannigfach auch der Inhalt der Märchen ist, so lassen sie sich doch in gewisse Gruppen bringen, in denen derselbe Grundgedanke wiederkehrt.

Gar oft wird eine schwere, anscheinend unlösbare Aufgabe gestellt, aber mit Hilfe überirdischer Mächte oder auch nur befreundeter Tiere wird sie gewöhnlich von dem jüngsten, verachteten Kinde gelöst. In der „weißen Schlange“ werden dem Freier der Königstochter 10 Säcke Hirse ausgestreut, der Ameisenkönig mit seinen Tausenden von Ameisen sucht sie ihm zusammen. Das kluge Schneiderlein errät das silberne und goldene Haar auf dem Kopfe der Königstochter, und der jüngste Königssohn holt das Wasser des Lebens aus dem fernen unbekanntem Brunnen.

In einer zweiten Gruppe hält ein böser Zauber gewöhnlich ein Königskind gefangen. Frischer Mut, unerschütterliche Treue und opferfreudige Liebe brechen ihn. Der junge Prinz wird in einen Frosch verwandelt, bis die Liebe ihm seine alte Gestalt verleiht; die Königstochter fliegt als weiße Taube

im Walde umher, bis die treue Magd sie befreit; das liebliche Schwesternpaar Rosenrot und Schneeweißchen gibt dem Bären seine menschliche Gestalt wieder; dem armen mitleidigen Holzhauermädchen gelingt es, den eisgrauen Mann wieder zum schmucken Königssohn zu verwandeln, und das treue Schwesterchen näht sechs Jahre lang an den Hemdchen aus Sternblumen, um die zu Schwänen verwandelten Brüder zu erlösen.

In einer dritten Gruppe muß jemand, der in eine gefährliche Lage geraten, für die erbetene Hilfe etwas scheinbar Beringes versprechen, zumeist das, was ihm zuerst aus dem Hause entgegenkommt. Ein voreiliges Gelübde wird getan, und da ist es regelmäßig ein Kind, oft das liebste, jüngste und beste, das — wie Jephthas Tochter — geopfert werden muß. Aber in allen diesen Märchen wendet sich scheinbares Unglück zum Heil; denn gewöhnlich ist der Opferverlangende, der Bär, der Löwe, ein verzauberter Prinz und gewinnt aus der Liebe eines menschlichen Wesens zu ihm die ersehnte Erlösung.

Dem voreiligen Gelübde steht das voreilige Wort nahe. In gedankenloser Wut wird ein Fluch ausgesprochen, der sich sofort erfüllt. Die Kinder fliegen als Raben davon, bis treue Liebe sie wieder erlöst.

Ein Lieblingsstoff des Märchens ist die Erzäh-

lung von dem guten, schönen Kinde, dem die Mutter gestorben und das nun von der bösen Stiefmutter mißhandelt und verstoßen wird. Es muß niedrige Dienste tun, Schmach und Verachtung erdulden; aber eine innere Freudigkeit durchglüht seine Seele, und manchmal schimmert es unter dem schwarzen, rußigen Gewande wie ein Goldstrahl hervor, bis es schließlich aus allen Leiden und selbst aus dem Tode siegreich und mit unvergänglichem Glücke geschmückt hervorgeht. Ich brauche nur an Aschenputtel, Schneewittchen, Brüderchen und Schwesterchen, an den Machandelboom zu erinnern, und jeder weiß, welcher kostbarer Schatz von Poesie in diesen Märchen enthalten ist.

Unter den vielen Personen gibt es eine Anzahl feststehender Charaktere: die böse Stiefmutter oder Zauberin, das gute, aber zurückgesetzte Kind, der Liebling des Märchens, der Dummling, der jüngste von den drei Söhnen, der in seiner Herzens-einfalt mehr vermag, als die hochmütigen Brüder mit ihrer weltlichen Klugheit, der Däumling, winzig an Gestalt, aber groß an Schlaueit und List, ein Sprößling der kleinen Kobolde, und das Glücks-kind, der Bruder Lustig, dem alles zum Guten gerät und den das Märchen mit einer seiner schönsten Gaben, mit seinem sonnigen Humor schmückt.

Am anmutigsten erscheint uns dieser Charakter

in „Hans im Glück“, der den schweren Klumpen Gold, den er als Lohn siebenjähriger treuer Dienste erhalten, nach und nach gegen ein Pferd, ein Kuh, ein Schwein, eine Gans, einen großen Wehstein umtauscht, bis dieser ihm dann endlich glücklich in die Quelle plumpst. Hans, als er ihn mit seinen Augen versinken sah, sprang vor Freude auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art, ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauche, von dem schweren Steine befreit hätte. „So glücklich wie ich,“ rief er aus, „gibt es keinen Menschen mehr unter der Sonne!“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war. — War er nicht wirklich ein „Hans im Glück?“

Verwickelter ist schon der Charakter des Bruder Lustig, dem ein Stück Landsknechtsnatur anhaftet. Eine mitleidige Seele und ein abgefemter Lügner zugleich, der den heiligen Petrus beschenkt und hintergeht, der die Teufel in seinem Zauberränzel durchwahlt, bis er endlich alt wird und fromm werden will. Da geht er zu einem Einsiedler. Der Einsiedler sagt: „Es gibt zwei Wege, der eine ist breit und angenehm und führt zur Hölle, der andere ist eng und rauh und führt zum Himmel.“

„Da müßte ich ein Narr sein,“ dachte Bruder Lustig, „wenn ich den engen und rauhen Weg gehen wollte,“ und so kam er richtig vors Höllentor. Da aber die Teufel vor ihm erschrecken und ihn nicht einlassen wollen, wandert er zum Himmel, und Petrus zum Troße listet er sich hinein.

Übrigens muß es in der Hölle gar nicht so ungemütlich sein, denn des Teufels ruhiger Bruder, wieder ein abgedankter Soldat, hat sieben Jahre darin als Heizer gedient, und „die Zeit war ihm so kurz, als wäre es nur ein halbes Jahr gewesen“. Freilich hatte er eine ganz besondere Herzensfreude dabei; denn als er eines Tages den Deckel von dem Kessel, worin der Höllenbraten schmorte, abhob, da sah er seinen ehemaligen Unteroffizier darin sitzen. „Ha, Vogel,“ sprach er, „treffe ich dich hier, du hast mich gehabt, jetzt hab' ich dich!“ ließ geschwind den Deckel fallen, schürte das Feuer und legte noch frisch dazu. Daß er in einem zweiten Kessel seinen Leutnant, im dritten gar seinen General fand, konnte gewiß die Unnehmlichkeit seines Dienstes nicht vermindern. — So übt das Volk selbst öffentliches Militärgerichtsverfahren.

Wir sehen, der Humor im Märchen findet sich mit allem ab, mit dem Heiligsten und Schrecklichsten; er weiß Bescheid in Himmel und Hölle, und eigentümlich muß es berühren, wenn man bedenkt, daß

diese Märchen von Mund zu Mund gingen zu einer Zeit, als man die Hölle mit allem Schreck und Graus einer verirrten Phantasie bevölkerte, als man den Bösen überall witterte und dem gräßlichsten Wahn blutige Opfer brachte. Der Teufel im Märchen ist ein geplagter Kerl, ist der „arme“ Teufel, der oft genug überlistet wird.

Auch der liebe Gott mit seinem Himmel muß sich in den Dienst des Humors stellen. Er tut es zumeist als ein gutmütiger Grandseigneur. Der Schneider, der es auf Erden mit der Ehrlichkeit selber nicht so genau genommen hatte, wirft nach der armen Waschfrau, die zwei Schleier stiehlt, einen goldenen Schemel aus dem Himmel. Da belehrt ihn der Herr: „O du Schalk, wollt' ich richten wie du, wie meinst du, daß es dir schon längst ergangen wäre? Ich hätte schon lange keine Stühle, Bänke, Sessel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, sondern alles nach den Sündern hinabgeworfen. Fortan kannst du nicht mehr im Himmel bleiben, sondern mußt wieder hinaus vor das Tor, da sieh zu, wo du hinkommst. Hier soll niemand strafen, denn ich allein, der Herr.“ — Und der Schneider zieht mit zerrissenen Schuhen und Blasen an den Füßen nach Wart= einweil, wo die frommen Soldaten sitzen und sich lustig machen.

In solche Märchen mischt sich schon leise Satire

und Ironie ein. So auch, wenn es gilt, die vorsorgliche Faulheit in der klugen Else oder die Nörgelei im Meister Pfriem, die Gottlosigkeit der Reichen im Bäuerlein im Himmel zu verspotten.

Auf die Eigenart des Naturmenschen, des Mannes aus dem Volke, des Bauern, geht der Humor ein, wenn er das Einfach-Unverfängliche, den geraden Weg für dumm und ordinär hält.

„Der Verstand solcher Menschen braucht und erstrebt Anhaltspunkte und Übungen im Komplizierten, Zweideutigen, Verhäkelten, im Witz, im Scharfsinn, in der Pfiffigkeit. Daher in allen Märchen die sogenannten ‚knifflichen‘, die orakelhaften, zweideutigen Aufgaben und die Lösungen in demselben Sinne.“ (Bogumil Wolz.)

Einfacher und unbefangener gibt sich der Humor in den Tiermärchen. Wie ein lustiges, klugäugiges Eichhörnchen springt er in fröhlicher Laune von Ast zu Ast und achtet es nicht, wenn uns die Nußschalen auf den Kopf fallen, wenn nur gelacht wird. Und wie lachen die Kinder, wie fröhlich glänzen ihre Augen, wenn der böse Wolf überlistet wird, wenn die Bremer Stadtmusikanten die Räuber verjagen, wenn der plumpe Bär vor dem kleinen Zaunkönig Abbitte tun muß und der Swinegel den Hasen besiegt. Das ist echter Kinderhumor.

In selbstzufriedener Laune wagt das Märchen

auch zuweilen am Ende seiner Geschichten einmal selber, mit halbem Auge blinzeln, zu zweifeln: Ob's auch wohl geglaubt wird? „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“ „Meine Pantoffel waren von Glas, da stieß ich an einen Stein, da sagten sie klink und sprangen entzwei.“ „Und wer es zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.“ „Da kam eine Maus, das Märchen war aus.“ „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler.“ — Es gibt nicht viele Ungläubige unter den Kindern; aber eines Tages kam doch einmal ein kleines Mädchen zu Jakob Grimm, reichte ihm einen Groschen und sagte: „Hier, Onkel Grimm, hast du einen Taler, ich glaub's nicht.“

Der frohe Sinn, das Lachen gelten im Märchen als heilig und gut. Die junge Königin, die nicht lacht, wird verdächtigt; wer die Königstochter zum Lachen bringt, soll ihr Gemahl werden; die Mutter erhält ihr rechtes Kind wieder, wenn sie dem Wechselbalg ein Lachen abgewinnt, und der Bruder Lustig kommt trotz seiner schlechten Streiche in den Himmel. — Lachen befreit und Humor erlöst.

Die Poesie des Märchens erscheint uns am reinsten in jenen Dichtungen, die uns von dem armen Kinde erzählen, dem die Mutter gestorben und das nun der Bosheit der Welt preisgegeben ist. Da erfüllt sie, was der Dichter am Dichter als sein

höchstes rühmt, was überhaupt der Kern der Poesie ist:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,  
Gib mir ein Gott, zu sagen, was ich leide“  
und, setzen wir hinzu, auch zu sagen, was ihn beseligt, wenn er in seinem Glück verstummt es so zu sagen, daß es uns wieder erschüttert oder beglückt.

Für das Kind, das seinen Schmerz und seine Freude nicht recht ausdrücken kann, für den schlichten Naturmenschen überhaupt, übernimmt neben dem Volksliede das Volksmärchen diese Aufgabe. Von dem schwersten Leid, das ein Kind treffen kann, geht es gewöhnlich aus, von dem Verlust der Mutter, und aus dem dunklen Boden solchen Leides erwachsen seine lieblichsten, morgenfrischen Gebilde. Das Kind selber freilich weiß noch nicht, was es heißt, eine Mutter verlieren, aber das Märchen weiß es und läßt uns den ganzen Jammer, den der Tod der Mutter über das Kind bringt, mitempfinden.

Aber auch die stille Sehnsucht, die heimlichen Wünsche des Kindes kennt es und erfüllt sie. Einmal ein goldenes Kleid zu besitzen, ein König zu sein, ein Tischlein deck dich zu haben und, o Wunsch aller Wünsche, ein ganzes Haus aus Brot und Kuchen und Zucker — wem ist nicht einmal als Hänsel oder Gretel ein der Wunsch in tiefster Seele aufgestiegen?

Doch noch mehr; es weiß auch, was wir selber, wir, die Großen und Klugen, in stiller Stunde des Träumens und Sinnierens, uns selber kaum bewußt, begehren. Über Berg und Tal dahinzufiegen, die Stimmen der Vögel, der niederen Mitgeschöpfe überhaupt zu verstehen, in Himmel und Hölle zu dringen, teure Tote wieder aufzuerwecken: wir träumen davon, das Märchen erfüllt es. Wie im Traum, wo jede Fessel von Zeit und Raum gelöst, wo jede Kraft und Fähigkeit erhöht ist, führt es uns — und das kennzeichnet das Wesen des Märchens — im freien Walten der Phantasie durch alle Wunder und Welten, ohne daß wir es nur merken, oder daß es selber es sich merken läßt, daß etwas Wunderbares, Übernatürliches geschieht. Das ist nun einmal so und muß so sein. Die gewöhnlichsten und natürlichsten Dinge sind mit den seltsamsten und wunderbarsten gemischt, und wir glauben ihm die einen wie die andern. Das treue Schwesterchen zieht aus, um die Brüder zu erlösen. Was für Wunderdinge nimmt es da mit? Ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wassers für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit. Dann geht es fort und kommt bis ans Ende der Welt, natürlich; kommt zu Sonne, Mond und Sternen, aber natürlich! So berührt das Märchen, wie der Araber sagt, Loewenberg: Geheime Miterzieher.

mit der einen Fußspitze die Erde, mit der andern die schimmernde Wolke.

Aber trotzdem es der Phantasie freien Raum zur Entfaltung gönnt, gestattet es ihr nicht, auszuarten. Da gibt es keine ungeheuerlichen Überraschungen, endlose Verwandlungen und sinnlose Zaubereien wie in den orientalischen Märchen von „Tausend und eine Nacht“; auch das Wunderbare hält sich innerhalb gewisser Grenzen, und der Gang der Handlung zeigt bei aller Freiheit immer eine Art künstlerischen, epischen, oft sogar dramatischen Planes. Scheinen auch alle Naturgesetze aufgehoben, so gelten doch unverbrüchlich die Gesetze, die das Märchen sich selber setzt, und demütig beugt es sich vor ihnen wie vor den Gesetzen der kindlichen Natur. Mit Kindesaugen sieht es in die Welt, weint und lacht, belohnt und richtet nach des Herzens freiem Drang. Als das schreckliche Strafgericht an der Stiefmutter im Machandelboom vollzogen ist, da nimmt der kleine Bruder den Vater und das Schwesterchen an die Hand, „und waren alle drei so recht vergnügt und gingen in das Haus zu Tisch und aßen.“ — Für Kinder gibt es eben keine größere Glückseligkeit, als zu Tisch zu gehen und zu essen.

Ohne altklug lehrhaft zu sein, kündigt es tiefe Weisheit. Fast durch alle Märchen geht der uralte Weltenkampf des Lichtes gegen die Finsternis, des

Guten gegen das Böse, und in fröhlicher, kindlicher Sonnenanschauung ist es immer das Licht, das zuletzt den Sieg davonträgt. Mit demselben Optimismus weist auch der Schluß des Märchens auf langdauerndes Glück hin. Dabei ist das Gute stets schön und hell, das Böse häßlich und dunkel. Doch kann es den Menschen nicht ganz umstricken. „Eine Viertelstunde täglich ist über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, weil keine Gewalt uns ganz umhüllen kann und jeder Tag Augenblicke gewährt, wo der Mensch alles Falsche abschüttelt und frei und ungebunden aus sich selbst herausblicken kann.“ (W. Grimm.)

So begrenzt und enge auch die Lebensverhältnisse sind, die das Märchen berührt, so weit ist der Umkreis des sittlichen Gebietes, den es umfaßt. Er umschließt das ganze Kindesherz mit allen seinen Fehlern und Tugenden, und nicht nur das des Kindes, wiederum das des schlichten Naturmenschen überhaupt. An der Hand der Erzählung zeigt es, wie Neid und Untreue bestraft, der Hochmut verachtet wird, die selbstgefällige Klugheit sich selber zu Grunde richtet; aber auch, wie ein einmal gegebenes Wort unter allen Umständen gehalten werden muß, wie Mitleid, sei es auch nur gegen eine Ameise oder ein paar junge Raben, seinen Lohn findet, wie die Treue sich und andre erlöst, und

wie, hellstrahlend über alle, selbstlose Liebe den schwersten Zauber bricht, sie selber die größte Zauberin.

Ein tiefes Naturgefühl, ein Mitempfinden und Mitleben mit der ganzen Schöpfung tritt überall zu Tage. Wer sich bedrückt fühlt, geht in den Wald, und wie der Mensch jedes Geschöpf versteht, versteht jedes Geschöpf auch ihn.

Jorinde und Joringel kommen in dem Wald dem verzauberten Schloß zu nahe. „Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen. Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen: sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nah bei sich; er erschrak und wurde todbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot  
Singt Leide, Leide, Leide:  
Es singt dem Täublein seinen Tod,  
Singt Leide, Lei — zicküth, zicküth, zicküth.“

Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt.“ —

In welch wunderbarem Einklang steht hier die

Naturstimmung mit der Empfindung der beiden Liebenden.

Das Märchen kennt keine schroffe Absonderung der Stände. Wer ihm gefällt, den macht es zum Herrscher in seinem schimmernden Reich. Jeder kann König und Königin werden, der Müllerbursche wie der Schneider, das Bauernmädchen wie die Dienstmagd, und niemand wagt es, an dem Gottes- oder vielmehr Menschengnadentum ihrer Krone zu zweifeln. Als höchstes Glück gilt aber das traute Leben in der Familie. Kommen die Kinder wieder heim zu den Eltern, so ist alles gut. Wo die Kinder fehlen, da fehlt auch das Glück. „Es war einmal ein König und eine Königin — aber sie hatten keine Kinder.“ Das Märchen weiß, was dies Aber bedeutet.

So spiegelt sich deutsche Sitte und deutsches Wesen in unserm Volksmärchen wieder, und aus seinem Grunde leuchtet das deutsche Gemüt mit all seinem reichen Zauber. „Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt, alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element getaucht und leiblich gestaltet.“ (W. Grimm.)

Wir müßten nicht Deutsche sein, wenn nicht trotz alledem auch Stimmen gegen unsre Märchen lautgeworden wären, Stimmen, die es wegen mangelnder Moral, bedenklicher Stellen, Aberglaubens, Vorurteile und dergleichen anklagen. Gewiß, jede echte

Dichtung wird und soll in gewissem Sinne ethisch, veredelnd wirken. „Darin bewährt sich echte Poesie, daß sie nicht ohne Beziehung zu dem Leben sein kann, aus dem sie emporgestiegen, wie die Wolke wieder zu ihrer Geburtsstätte zurückkehrt, nachdem sie die Erde getränkt hat.“ Aber Moral lehren? Was hat denn die Poesie mit der Morallehre zu tun? Kann man von der Blume mehr verlangen, als daß sie blühe und dufte? Sie soll auch nützen? Das hieße verlangen, daß der Blumengarten auch zugleich ein Gemüsegarten sei. Freilich, es gibt auch Blumen, die nützlich sind. Aus den Holunderblüten läßt sich ein wohltuender Tee brauen. Aber darum kann man doch nicht verlangen, daß alle Blumen Holunderblüten seien und daß alle Dichtungen uns einen Tee für moralische Schmerzen bieten.

Trotzdem hat man es unternommen, die Märchen nach ethischen Gesichtspunkten nicht nur auszuwählen, das Stände frei, nein, auch zu bearbeiten, „weil die Märchenbücher so vieles enthalten, was die sittliche Entwicklung des Kindes schädigen kann“. Zu solch sittlicher Schädigung gehört es beispielsweise auch, wenn das Märchen mit sinnigem Humor und feiner Kenntnis des Kinderherzens den Dummling, den einfältigen, verachteten, aber herzensreinen jüngsten Sohn die schweren Aufgaben lösen läßt. Darum wird dann im Nu aus dem „Dummling“ der

„Gute“ gemacht und damit der Kern des ganzen Märchens verdorben. Das ist dieselbe Weisheit, die auch unsere Volkslieder moralgerecht machen möchte, und die da singen läßt:

In einem kühlen Brunde,  
Da geht ein Mühlenrad.  
Mein Onkel ist verschwunden,  
Der dort gewohnet hat.

Die Brüder Grimm haben solche Weisheit vorausgesehen. Sie geben daher den Eltern, die in der Täuschung leben, daß alles, was sie in Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse aus einem Buche ausscheiden können, auch ihren Kindern im Leben verborgen bleiben könne, den Rat, eine Auswahl zu treffen; meinen aber doch, für einen gesunden Zustand sei es gewiß nicht nötig. „Regen und Tau fällt als eine Wohltat für alles herab, was auf der Erde steht; wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich sind und Schaden nehmen könnten, sondern sie lieber mit abgeschrecktem Wasser begießt, wird doch nicht verlangen, daß Regen und Tau darum ausbleiben sollten.“ „Innerlich geht durch diese Märchen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulichweißen makellosen, glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern

Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind."

"Samen für die Zukunft" nennt Wilhelm Grimm die Märchen, und fürwahr, keine bessere Saat läßt sich in das Herz der Jugend, die ja die Zukunft bedeutet, streuen. „Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen." Uns ist jetzt eine Kindheit ohne Märchen kaum denkbar. Ein ganzes Stück Jugendglück verknüpft sich mit ihnen. Wer möchte sie missen, die lieblichen Bilder und Gestalten: Schneewittchen bei den Zwergen, Rotkäppchen, die kleine süße Dirne, Aschenputtel mit ihren Tauben, Hänsel und Gretel, und wie sie alle heißen. In wie manches niedere Stübchen haben sie Licht und Jubel gebracht! Wenn uns in der Hast und Haß des Tages die Erinnerung an sie aufsteigt und mit ihnen die Erinnerung an die Mutter, die uns zuerst von ihnen erzählt, dann fliegt auch über das bedrückteste, sorgendurchfurchte Gesicht ein wehmütig frohes Lächeln.

Aber erzählt müssen Märchen werden, nicht vorgelesen, das Buch darf nicht zwischen Mutter und Kind treten; erzählt müssen sie werden, wie die Viehmännin erzählt hat, frei, lebendig und mit eigenem Wohlgefallen daran. Kleineren Kindern kann man dieselbe Geschichte zehn-, zwanzigmal er-

zählen, sie werden immer mit neuem, ja mit vermehrtem Ergötzen lauschen, nur muß man immer in möglichst gleichem Wortlaut erzählen; denn das kleine Volk paßt uns streng auf den Mund, es verlangt einen genauen Text und duldet keine Lesarten.

„Samen für die Zukunft“ waren die Märchen auch insofern, als sie zu manchen literarischen und anderen künstlerischen Schöpfungen anregten. Durch sie beeinflusst, fing man auch in anderen Ländern an, diese Schätze aus vergangenen Tagen zu sammeln. Namhaften Malern und Bildhauern haben sie Stoff zu bedeutenden Werken gegeben, und von ihnen angeregt, haben große Dichter sich diesem Zweig der Poesie zugewandt. Namen wie Goethe, Hauff, Andersen mögen statt vieler gelten. Auch an Andersens Märchen haben die Kinder ihre helle Freude; aber keins ist ihnen recht ans Herz gewachsen. Es fehlt ihnen das Kindliche, Unbewußte. Andersens Märchen sind klug, unsere Volksmärchen sind weise; hinter diesen steht ein Kind, hinter jenen ein Erwachsener. Den vollen Zauber der Naivetät der Volksmärchen können sie nicht erreichen. Es geht damit wie mit den Kunstvolksliedern, von denen Heine sagt: „Die Kunstpoeten wollen diese Naturerzeugnisse nachahmen, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch durch chemischen Prozeß die Bestand-

*Reveration*

teile ermitteln, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unzersehbare, sympathetische Naturkraft."

Auch mannigfache Bearbeitungen, besonders dramatische, haben die Märchen hervorgerufen. Leider war dabei das Bedürfnis des Marktes, vor allem des Weihnachtsmarktes, mehr ausschlaggebend als das Bedürfnis einer phantasievollen Dichterkraft, die sich, wie etwa Holger Drachmann mit seinem „Es war einmal“, in dieser Form äußern will. Weihnachtsmärchen werden in der Regel bestellt wie ein Anzug beim Schneider und ebenso gefertigt: mit Schere und Zwirn. Es ist überhaupt noch fraglich, ob das auf der Bühne dargestellte Märchen mit seiner sichtbaren, greifbaren Realität nicht dem Kinde den größten Zauber des Märchens nimmt und seiner eigenen Phantasie die Flügel lähmt. So lange nun solche Bearbeitungen sich dem Volksmärchen eng anschließen und seine Poesie zu bewahren suchen, kann man sie billigen. Wenn sie aber nur dazu dienen, eine Moral zu veranschaulichen, möglichst viel Gelegenheit zu schimmernden Dekorationen und Kostümen, zu leichter Musik und noch leichteren Ballett Tänzen zu geben, wenn sie sogar in völliger Verkennung der kindlichen Phantasie die schönsten Märchen und Märchenmotive durcheinanderwerfen, dann sind sie eine Versündigung an der Kindesnatur, und es kann nicht genug vor ihnen

gewarnt werden. — Vielleicht das schönste dramatische Volksmärchen, das wir besitzen, ist die Oper Hänsel und Gretel, und es ist ein schöner Zug des Schicksals, daß dieses Werk, das wie das Märchen selber die Geschwisterliebe so rührend verherrlicht, von Bruder und Schwester verfaßt ist.

„Samen für die Zukunft“ sind auch die Märchen in der Beziehung, daß sie, reiner Poesie voll, wohl geeignet sind, von einer verkünstelten Poesie fort wieder auf den Weg der Natur zu weisen. „Was so mannigfach und immer von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, den ein kleines zusammengehaltenes Blatt gefaßt hat, so schimmert es doch in dem ersten Morgenrot.“ Und hat es in unserm Morgenrot geschimmert, so wird das Märchen mit der Fülle seiner lebendigen Gestalten, seiner anschaulichen Sprache, seinem frischen Humor, seinem phantasievollen Idealismus und gesunden Realismus uns von früh auf empfänglich machen für rechte und echte Poesie. Denn ihrer Gewalt kann sich niemand entziehen, selbst wenn er widerstreben wollte. Und spannt uns auch des Lebens Not an die Werkstatt, in das Joch der Arbeit und des Erwerbs, eine stille Sehnsucht nach Poesie lebt im

Tiefsten unseres Herzens, daß, wenn die rechte Stimme erklingt, wir folgen wollen, folgen müssen. Wie es in dem ergreifendsten und tiefsinnigsten aller unserer Märchen, im „Machandelboom“, heißt:

„Und in de Mähl door seeten twintig Mählenburgen, di hadden enen Steen un hackden „hick hack, hick hack“, un de Mähl güng, „klippe, klappe, klippe klappe, klippe klappe“. Do güng de Bagel up enen Lindenboom sitten, de vör de Mähl stünn, un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,“

do höörd een up.

„mein Vater, der mich aß,“

do höörden noch twe up und höörden dat,

„mein Schwester der Marlenichen,“

do höörden wedder veer up,

„sucht alle meine Benichen,

bindt sie in ein Seidentuch,“

nu hackden man noch acht,

„legts unter“

nu noch man fyw,

„den Machandelbaum“

nu noch man een.

„Knywitt, knywitt, wat vör'n schön Bagel bün ik!“

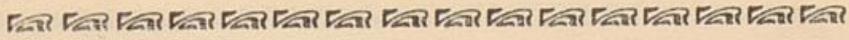
Do hüll de lezte ook up un hadd dat lezte noch höörd. „Bagel,“ secht he, „wat singst du schön!“

laat mi dat ook höören, sing my dat noch-  
maal."

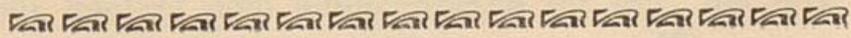
So wirkt echte Poesie, daß wir auffchauend in  
schmerzlicher Wehmut oder süßer Lust ausrufen:  
Bagel, wat singst du schön! laat my dat ook hören,  
sing my dat nochmaal!







# Schule und Dichtung

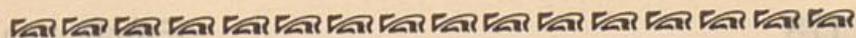


.

UNIVERSITÄT PADERBORN

# Schule und Dichtung

UNIVERSITÄT PADERBORN



„Poesie in der Schule“, und ich setze gleich hinzu: vom ersten bis zum letzten Augenblick. Das muß uns unzweifelhaft feststehen: die Poesie ist kein Schmuck, kein Zierat weder der Schule noch des Lebens. Sie rührt an den Kern des Lebens selber. Sie ist auch kein Zubrot, das wir für unsere geistige Nahrung entbehren könnten; sie ist vielmehr ein wesentlicher Bestandteil derselben und enthält alle Säfte und Kräfte sowohl für die Knochenbildung des Charakters wie für die Muskelfasern des Herzens. Poesie ist Naturnotwendigkeit, ist Offenbarung des Schönen und Großen im Menschen, ist Religion im höchsten Sinne. Allen alten Völkern, den Indern, den Hellenen, den Germanen war Religion und Poesie eins; alle Kulturreligionen gehen von ihr aus, sind von ihr durchsetzt. Die Grundlage der Poesie und der Religion ist dieselbe: sie wollen das Wesentliche der Menschenseele in Erscheinung bringen. Darum offenbart sich auch das Wesen eines Volkes, die Gesamtheit seiner Seelen am reinsten in seiner Poesie. Darum sind untergegangene Völker heute nur insofern noch kulturfördernd für uns, als ihre

Loewenberg: Geheime Miterzieher. 12

Kunst, ihre Poesie insbesondere, es vermag, auf uns einzuwirken.

Und darum, könnte man meinen, ist die Poesie nur für den erwachsenen, den gereiften Menschen. Aber das wäre ein Fehlschluß. Alles Werden und Wachsen der Menschheit wiederholt sich im Kinde. Es beseelt jedes Wesen wie die Naturvölker, es ist zu gewissen Zeiten grausam wie die Wilden, und es treibt zu andern Tauschhandel wie die alten Phönizier. Dieselbe Uranschauung, die aus den Naturerscheinungen Göttergebilde, aus den Göttern Sagenhelden, aus den Sagenhelden Märchenprinzen entstehen ließ, ist auch noch im Kinde tätig. So bringt es alle Grundbedingungen, Poesie zu erfassen — natürlich innerhalb gewisser Grenzen — in reichem Maße mit zur Schule, ja mehr als das, es bringt die Poesie selber mit.

Zweierlei muß beim vorschulpflichtigen Kinde unser größtes Erstaunen erregen: Seine wunderbare Illusionskraft und die Fähigkeit, jede seiner Empfindungen mit der richtigsten Betonung auszudrücken. Das Kind lebt noch in einer Welt, in der es keinen Zwiespalt gibt; Natur und Kunst, Arbeit und Spiel, Traum und Wirklichkeit sind ihm eins, und der Tod hat keine Macht über sein Reich. Mit dichterischer Urkraft verlebendigt es alles, das Abstrakte hat sich ihm noch nicht aus dem Konkreten entwickelt, alles

9. Peradlin

ist ihm sinnfällig. Ein kleiner Michel Angelo, offenbart es in seinen Spielen jede künstlerische Fähigkeit. Es dichtet, es malt, es baut und formt. Es sieht in den Dingen, was es darin sehen will, ohne zu verkennen, was sie wirklich sind.

„Was sollen denn die Stöcke hier an der Wand?“

„Ach, das sind ja meine Pferde,“ erwidert der Fünfjährige, „die stehen im Stall und fressen an der Krippe.“

Zwei Stühle sind umgeworfen und mit den Lehnen übereinandergelegt. Zwischen den Beinen des ersten steht ein kleiner Knabe, das ist der Mast, zwischen den beiden Sitzen ein kleines Mädchen, das fortwährend pfaucht und pufft, das ist der Schornstein, und zwischen den Beinen des zweiten Stuhles steht der sechsjährige Steuermann. Da tritt die Mutter ins Zimmer. „Halt Mutter!“ ruft der Steuermann entsetzt, „halt, du fällst ins Meer!“ Und der Schrecken äußert sich mit so echtem Ton, wie ihn nur das Leben erzeugen kann.

In jedem Kinde rollt Theaterblut. Mit Leichtigkeit findet es sich in jede Rolle hinein, spielt Vater und Mutter, Lehrer und Schüler, Kutscher und Kapitän, Hund und Elefant, spielt alles, was es je gesehen, auch sich selber.

„Guten Tag, Frau Stein.“

„Guten Tag, Fritz.“

„Ach, du mußt nicht Fritz sagen, ich komme ja von der Reise.“

„Guten Tag, mein Herr. Wo kommen Sie denn her?“

„Ich war in England.“

„Wie sieht's denn dort aus?“

„Der Hafen ist schlecht.“

„Wen haben Sie denn dort besucht?“

„Onkel Max.“

„Haben Sie denn meinen großen Jungen nicht gesehen?“

„Ja, ich soll Sie grüßen. (Beiseite:) Frag' mal, ob er bald wieder kommt.“

„Kommt er auch bald wieder?“

„Ja, gestern Abend noch. (Beiseite:) Frag' mal, ob er hungrig ist.“

„Ist er auch hungrig?“

„Er ist sehr hungrig, er will gern ein Butterbrot haben.“

„Bringen Sie ihm dies; aber unterstehen Sie sich nicht, mein Herr, selber hineinzubeißen.“

„Ach Mutter, es war ja nur Spaß.“

Sie werden nie aus der Rolle fallen, die kleinen Schauspieler, ob die Puppe nun krank ist und zum Doktor muß, oder ob sie in Gesundheit blüht und Hochzeit feiert, ob sie aus Sand Kuchen und Torten backen, oder ob sie mit Bohnen Soldaten spielen.

Nur wenn die Konsequenzen ihrer Rolle ihnen Unannehmlichkeiten bringen, stehen sie sofort auf dem Boden der Wirklichkeit, alle Illusion ist verschwunden; „es war ja nur Spaß“. Aber hier wie dort, in der Wirklichkeit wie im Spiel, finden sie mit bewundernswerter Treffsicherheit den rechten Ton für jedes Gefühl, für Scherz und Freude, für Enttäuschung und Entsetzen, für Hohn und Mitleid. Dabei sind sie sprachschöpferisch, prägen sich neue Wörter nach ihrer Anschauung und Bequemlichkeit, nennen eine Pfeife einen Rauch, eine Schaufel eine Grabe, eine Postmarke eine Klebe, und messen den Tisch nicht, sondern „metern“ ihn. Sie sehen und reden in Bildern. Ein Zweijähriger nennt seine hell leuchtende Fahne eine Sonne, und ein Dreijähriger, der zum erstenmal sieht, wie ein Straßenbahnwagen in den Stall fährt, fragt: „Wohnt hier die Bahn?“

Noch sehen sie, noch fragen sie. Die kleinen Augen wandern immer suchend umher, ob es nichts Neues, anderes gibt, und der kleine Mund öffnet sich fast nur zum Essen und Fragen. Ist das viele Fragen auch zuweilen nichts weiter als eine Sprechübung, häufig genug ist es auch das Verlangen nach geistiger Nahrung, der Trieb, die umgebende Welt zu erkennen, sie sich geistig bezwingen zu wollen.

Wo ist das alles geblieben, wenn das Kind einige Jahre zur Schule gegangen ist? Wo die rege Phan-

tasie, die Anschauungskraft, der Wissenstrieb, die Sprechkunst? Alles tot; nicht gestorben, aber getötet. Es gibt keine größere Kluft, als zwischen dem Leben des Kindes vor der Schulzeit und dem in der Schule. Dort herrscht die Freiheit, hier der Zwang, dort die Sache, hier das Wort. Früher lernte es sprechen, jetzt lautieren; früher malte es Dinge, jetzt zieht es Linien. Da es jetzt das Wort vor der Sache kennen lernt, die Sache häufig überhaupt nicht, da es die Antwort erhält, noch eh' es gefragt hat, so verlernt es zu sehen und verlernt zu fragen. Es ist zweifellos eine richtige Forderung, die da will, daß man in den ersten zwei bis drei Schuljahren statt des bisherigen Unterrichts einen geregelten planmäßigen Sach- und Anschauungsunterricht betreibe, daß das Kind die Dinge im Leben und in der Natur kennen lerne, eh' sein Lehrbuch ihm Geschichten und Abhandlungen darüber gibt. Was Brillparzers Esther sagt, gelte auch für unsere Kinder:

„Was soll ich lesen? Da so viel zu sehen.

Was stumme Zeichen? Da so viel zu hören.“

Hier nun hilft die sogenannte Hamburger Bewegung einen Ausgleich anbahnen. Sie will die künstlerischen Fähigkeiten und Neigungen, die das Kind in seinen ersten Lebensjahren zeigt und bestätigt, in den Dienst der Erziehung stellen, oder wie Otto Ernst es formuliert hat: „Die künstlerische

Erziehung ist der moralischen und intellektuellen gleichberechtigt." Die Neuerung liegt mehr auf dem Gebiete der Methode als des Stoffes. Hat das Kind bisher seine Freude an Farbe und Bildern gehabt, so soll die Schule ihm keine Gefängniswände zeigen, sondern an künstlerischem Wanderschmuck und Bildern seinen Geschmack läutern, wie das in Dr. M. Spaniers Buche „Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen“ trefflich ausgeführt ist. Hat es ferner bisher frisch und sinngemäß gesprochen, so soll es ein Gedicht nicht herleiern müssen „mit genauer Betonung der Endsilben“, soll seinen Fähigkeiten gemäß künstlerisch, das ist naturgemäß sprechen lernen. Vor allem aber soll das Kind, das bisher in Poesie gelebt hat, nicht mit poesielosen moralischen Reimereien und Geschichten gefüttert, sondern mit wirklicher Poesie genährt werden.

Die Kluft ist hier nicht minder groß, als auf anderen Gebieten. Die meisten Kindergeschichten, die unsere Lesebücher in den ersten Jahren bieten, sind wertlos, sind Sprachverbildend. Wer daran zweifelt, der sehe sich einmal die vielgelesenen Reime des vielgerühmten Hey an, sehe sie nicht an, höre sie nach dem schönen Henschen Vers:

Zwei Ohren sind mir gewachsen an,  
Damit ich alles hören kann.

Ich bin überzeugt, wenn uns ein zehnjähriger

Schüler das in einem Aufsatz schriebe, wir würden ihm mit einer handgreiflichen Bewegung klar machen, daß ihm die Ohren nicht gewachsen an, sondern angewachsen sind.

Da tut eine sorgfältige Auslese dringend not. Es ist ja durchaus nicht erforderlich, daß es gerade „Kinderliederdichter“ sein müssen, deren Gedichte die Kinder lesen und lernen, wir dürfen ihnen auch die Gaben wirklicher großer Dichter bringen. Jene Species Poeten kommandiert zwar, aber nur die Reime, nicht die Poesie; sie sind kindisch, wo sie kindlich, sind trivial, läppisch, wo sie naiv sein wollen, und verwechseln Moral mit Poesie. Ein Goethesches „Befunden“ oder „Heideröslein“, Gedichte, die auch den jüngsten Schülern verständlich sind, wiegt Hunderte von Bänden „Kindergedichte“ auf. Das Kinderlied, das leider aus unsern Kinderstuben immer mehr schwindet, sollte auch in der Schule mehr oder noch gepflegt werden. Es leitet am besten zu den Kunstgedichten über, es hat wie das Volkslied, dem wir auch einen größeren Raum zuweisen müssen, urwüchsige Stimmung und Anschauung und bringt in die ernste Schulstube hinein, was ihr so häufig fehlt und dem Kindesgemüte doch so not tut, den sonnigen Humor, das befreiende Lachen.

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, mit Hilfe des Kinderliedes und des Volksliedes einmal einen

Kanon poetisch wertvoller Gedichte aufzustellen, die das Kind vom ersten bis zum letzten Schultag begleiten können, nicht müssen; denn der Gaben sind so viele, daß ein zweiter und dritter und viele andere daneben bestehen könnten.

Wiederum anknüpfend an das frühere Kindesalter kann in ungebundener Form der Sinn für echte Poesie nicht besser geweckt und gefördert werden als durch Märchen und Sagen. All die gemachten moralischen Erzählungen, ob von Chr. v. Schmidt, von Campe, von Caspari oder andern, sind poetisch wertlos und verfehlen erzieherisch ebenso ihren Zweck wie jede andere Moralpauke auch. Das Moralische versteht sich auch hier von selbst. Und sagt man, es sei das Wichtigste, wie der Kirschstein das Wesentliche an der Kirschfrucht ist — gut, aber man kann die Kinder nicht mit Kirschsteinen füttern. Jene Art Erzählungen sind ebenso verwerflich, wie die ganze gemachte poetische Jugendlektüre überhaupt, wie das Heinrich Wolgast überzeugend in seinem verdienstvollen Buche „Das Elend unserer Jugendliteratur“ nachgewiesen hat.

Das Märchen sollte dem Schüler auf dem Wege durch die Schule zweimal entgegentreten, im Beginn und am Schluß desselben. Es ist das Kind in der Poesie, spielerisch, phantasievoll, sprachschöpferisch und voll naiver Anschauung des Lebens wie der

Natur. Es liebt, wie das Kind, sich zu ver mummen. Aber wer genauer hinschaut, erkennt bald unter den bunten Flittergewändern die hellen, großen Kinderaugen, den schelmisch zusammengekniffenen oder schmerzlich verbissenen Mund, kennt auch die Züge in seinem Antlitz, die Treue, Mitleid und Liebe, oder auch Bosheit, Neid und Ehrsucht klar ankündigen. Freut der jüngere Schüler sich mehr an der Vermummung, so soll der ältere auch diese Erkenntnis mitgewinnen, soll auch im Spiel der Phantasie den ernstesten Zug des Lebens schauen.

Für das reifere Alter bieten sich wertvolle Stoffe in reichster Fülle. Um so sorgsamer sollte die Auswahl sein, und das Auge des Wählenden nicht auf Nebendinge, auf religiöse, patriotische oder moralische Tendenzen sehen. Wohlverstanden, ein religiöses oder patriotisches Gedicht kann den höchsten poetischen Wert haben, aber es hat ihn nicht deshalb, weil es religiös oder patriotisch ist. So viele Gedichte, die unsere Lesebücher bieten, sind nur des Stoffes oder des Alters wegen aufgenommen. Namen wie Gleim, Bellert, Enslin, Dieffenbach und andere sind in einer Weise vertreten, die in keinem Verhältnis zu ihrer dichterischen Bedeutung steht. Wird die Frömmigkeit, die Vaterlandsliebe, die Mutterliebe und dergleichen besungen, so sind die meisten Leser schon befangen, schon günstig voreingenommen, und

anstatt für solche Stoffe auch die höchsten Forderungen der Kunst zu stellen, geben sie sich mit den niedrigsten zufrieden, weil es doch immerhin gut gemeint ist und, wie man glaubt, gut wirkt. Nur daher kann es kommen, daß Gedichte wie „Der Löwe zu Florenz“, Trägers „Mutterherz“, Ad. Schults' „Mutterauge“ so allgemein beliebt sind; auch Kaulisch's „Wenn du noch eine Mutter hast“ ist trotz mancher Schönheit im einzelnen kein gutes Gedicht.

Manchem Leser ist auch ein Gedicht nur deshalb lieb und wert, weil er es selber als Kind gelernt hat, und unwillkürlich und unbewußt legt er die Poesie, mit der die Erinnerung an die Jugendzeit das Gedicht umwebt, in das Gedicht selbst hinein. Und so erben sich von Geschlecht zu Geschlecht nicht nur Gesetz und Rechte, sondern auch Gedichte, sogenannte Gedichte, wie eine ewige Krankheit fort.

Solche Gedichte nun müssen fallen, damit andere, bessere an ihre Stelle treten können. Sind sie bei den ältern Dichtern zu finden, gut, bieten die neuern sie uns, um so besser. Ob es solch neuere Dichter gibt? Ich brauche von vielen nur Namen wie Mörike, Hebbel, Storm, Annette von Droste-Hülshoff, Klaus Groth, F. W. Weber, C. F. Meyer, Keller, Fontane, Liliencron, Avenarius, Falke, Otto Ernst, Dehmel zu nennen, und jeder Wissende wird mir

zustimmen. Die Wahl wird nur deshalb schwer, weil es unter so viel Schönem und Gutem zu wählen gibt! Aber gewählt muß werden, sorgfältig geprüft und gewählt, denn es hieße nur „Peter die Müze abnehmen und sie Paul aufsetzen“, wenn man, um „modern“ zu sein, ältere geringere Dichter fallen ließe, und eine so unbedeutende dichterische Persönlichkeit, wie beispielsweise die Ambrosius ist, an ihre Stelle setzte, nur weil sie eine neuere Dichterin ist und zu den Tagesberühmtheiten zählt.

Hat man sorgfältig gewählt, nach ästhetischen und pädagogischen Rücksichten, dann braucht man sich nicht zu viel Skrupel darüber zu machen, ob auch das Kind das Gedicht ganz verstehe. Gewiß darf die Dichtung als Ganzes nicht jenseits der innern Erfahrung des Kindes stehen, gewiß müssen die Apperzeptionsbedingungen in seiner Seele vorhanden sein; aber es genügt, wenn es das Wesentliche erfährt, andres nur von fern fühlt und ahnt. Wer will sich denn rühmen, eines echten Meisters Schöpfung in ihrer ganzen Fülle in sich aufgenommen zu haben? Welcher Schüler ist denn im Stande, ganz in die Tiefe eines Gedichtes wie „Wanderers Nachtlied“ oder wie „Die Blocke“ einzudringen? Schon in den Unterklassen lernen die Kinder Goethes: „Ich ging im Walde so für mich hin“, und es läßt sich gewiß nichts dagegen sagen; aber ich würde es

auch verstehen, wenn es erst auf der Oberstufe aufträte, und ich würde es erst recht begreifen, wenn ein Erwachsener sagte: „Jetzt erst verstehe ich das Gedicht wirklich.“ Das ist ein Kennzeichen eines guten Gedichtes, daß es nicht nur dann, wenn das Kind es zuerst kennen lernt, sondern daß es ihm auch später noch etwas ist, daß es ihm noch mehr wird. Wenn in ihm das Verlangen, das Bedürfnis erregt wird, zu einer Dichtung später wieder zurückzukehren, ist unendlich mehr gewonnen, als wenn sie gleich ein für allemal abgetan ist. Was Storm seinem Kinde zuruft, gelte auch hier:

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,  
Mit deiner Kindesseele nicht verstehn,  
So soll es wie ein Schauer dich berühren  
Und wie ein Pulsschlag durch dein Leben gehn.  
Viel, fast alles für die bleibende Wirkung eines  
Gedichtes hängt davon ab, wie es dem Kinde vermittelt wird. Wie das geschehen soll, darüber läßt sich keine einheitliche Regel aufstellen, das hängt von hunderterlei Bedingungen ab, von dem Gedicht selber, von Lehrer und Schülern, von Zeit und Stimmung. Eins natürlich vor allem: der Lehrer selber muß es fühlen, muß eine künstlerisch empfindende Natur sein, und darum wäre es wohl erwägenswert, ob es nicht Fachlehrer für Literatur geben soll, wie es solche als selbstverständlich für

Singen und Zeichnen gibt. Der Wege und Ziele sind mancherlei. Ob der Lehrer mit einer Vorbereitung, einer Vorbesprechung beginnt, ob er erst die richtige Stimmung zu wecken sucht, oder gleich mit dem Gedicht selber anfängt, das kann wahlfrei bleiben. Er mag die Steine im voraus oder im Gehen aus dem Weg räumen, aber mitgehen muß das Kind können, er darf es nicht auf die Höhe tragen wollen, wo sich ihm — dem Kinde — das Verständnis, der Genuß des Gedichtes erschließen soll. Wer da glaubt, wie so viele „Anleitungen“ es tun, man könne mit „Erklärungen“ das Wesentliche eines Gedichtes an die Kinder heranbringen, der irrt sich ebenso, als wenn er ihm die Schönheit einer Rose zeigen will, indem er sie Blatt um Blatt zerpflückt. Das hindernde Gebüsch mag er an die Seite schieben, herabbeugen mag er den tragenden Zweig zu ihm, daß es sie näher sehe, tiefer ihren Duft atme, aber nur nicht zerlegen, zergliedern, zerklären!

Es ist unglaublich, was manche Schulausgaben auf dem Gebiet des Zerklärens leisten, und es ist noch unglaublicher, wie ein Lehrer, der etwas von sich hält, sie seinen Schülern in die Hände geben kann. Ist es doch, als ob die Voraussetzung solcher Ausgaben die sei: der Schüler ist dumm, aber der Lehrer ist noch viel dummer.

sehr gut

Von größter Wichtigkeit für die Vermittelung eines Gedichtes ist es, wenn der Lehrer, der Vater oder die Mutter es verstehen, das Gedicht den Kindern gut vorzulesen oder vorzusprechen. Wer Gelegenheit gehabt hat zu hören, wie manchmal in den Oberklassen unserer Schulen, auch der höhern, gelesen und vorgetragen wird, den wird es nicht wundern, daß den Schülern auch die Lese- und die Gedichtstunde sehr „öde“ vorkommen kann. Schneit einmal in eine solche Klasse ein Schüler hinein, der gewohnt ist, gut zu betonen, so kann man sicher darauf rechnen, daß er verlacht und verhöhnt wird. Mit der Redensart: „Wir sind keine Schauspieler, und unsere Schüler sollen auch keine werden“, kann man wohl sein Unvermögen entschuldigen, aber gebessert wird dadurch nichts. Gewiß, „Schauspielern“ sollen unsere Schüler nicht; aber die wunderbar reiche Betonungskunst, die schon die Jüngsten mit aus dem Hause bringen, soll in der Schule verwertet werden, und gut, lebenswahr, eindrucksvoll lesen und vortragen sollen sie lernen. Damit sie es aber lernen können, müssen sie es hören.

Wie das Kind weniger Verständnis für die idyllische Landschaft als für die wildromantische, die heroische hat, so liegt ihm das rein lyrische Gedicht, das Stimmungsgedicht ferner als das epische. Das Mädchen erfährt es früher als der

Knabe, das Landkind leichter als das Stadtkind. Sehr begreiflich. Unsern Großstadtkindern fehlt fast jegliche Naturanschauung; und eine klare reiche Naturanschauung und das von selbst daraus erwachsende, lebhafteste Naturgefühl sind Voraussetzung für das Verständnis, für den rechten Genuß so vieler lyrischer Gedichte. Wer nie in der Dämmerung an einem Busch, einem Wald vorübergegangen, der sieht trotz Goethe nicht:

Wo Finsternis aus dem Gesträuche

Mit hundert schwarzen Augen sah.

Wer nie eine Lerche hat aufsteigen sehen, der sieht und hört nichts, wenn Lenau ihm sagt:

An ihren bunten Liedern klettert

Die Lerche fröhlich in die Luft.

Und wer nie selber nach einem Beilchen im ersten jungen Märzgrün umhergespäht, wer es nicht mit herziger Freude zwischen Gras und Nessel hat hervorlugen sehen, der muß es unbegreiflich, trivial finden, wenn Uhland singt:

O sanfter, süßer Hauch!

Schon weckest du wieder

Mir Frühlingslieder.

Bald blühen die Beilchen auch.

Für wen die Worte Wald, Lerche, Beilchen keinen Gefühlswert haben, wie sollte der bei ihnen etwas fühlen können? Darum auch der Dichtung

wegen mehr Naturanschauung, Erziehung zum Naturgenuß!

An die Lektüre der Märchen im reifern Alter und besonders solcher tiefsinnigen wie Machandelboom, Allerleirauh, der Fischer und seine Frau, das Marienkind, knüpft sich ungezwungen die Lektüre von Erzählungen und Novellen. Auch sie sollen in der Schule gelesen werden. Gerade weil die Kinder, und nicht nur die Kinder, so wahllos nach allem greifen, was Geschichte heißt, sollen sie unterscheiden und wählen lernen. Man stoße sich nicht daran, daß das Thema der meisten dieser Geschichten die Liebe ist. Die Schüler, die heranwachsenden jungen Menschen, wissen von dem Kapitel mehr, als wir uns glauben machen wollen. Stehen sie doch mitten im Leben, macht die Familie sie doch schon auf vieles aufmerksam. Natürlich soll man behutsam zu Werke gehen, soll sorgsam wählen; aber es wird niemals Schaden, wenn sie eine reine Empfindung in reiner Darstellung kennen lernen. Nicht das Geheimnisvolle, das Heimliche übt einen verderblichen Reiz. Nichts wäre verkehrter, als es wie jene Lehrerin zu machen, die da ihren Schülerinnen sagte: „Wo in einem Gedichte von Liebe die Rede ist, ist immer die Liebe zwischen Eltern und Kindern gemeint.“ Die Prüderie ist die größte Feindin der Sittlichkeit. Man beobachte doch einmal, wie eine

gut gewählte und gut gelesene Novelle von Storm, Keller, Rosegger, von der Eschenbach wirkt, und dann frage man sich, ob wir recht tun, auf solche Wirkungen in der Schule verzichten zu wollen.

Mit besonderer Vorliebe werden innerhalb einer Erzählung stets die Dialogstellen gelesen. Kinder, und wiederum nicht nur Kinder, blättern ein neues Buch gleich darauf durch, ob auch viel darin gesprochen wird. Und merkwürdig, wie wenige Leser gibt es, welche die Dichtung, in der nur gesprochen wird, mit Genuß, mit Freude lesen. Vielleicht deshalb, weil das Drama an die Illusionskraft, an die Verständnissfähigkeit des Lesers größere Ansprüche stellt, da er das, was ihm die Novelle bequem entgegenbringt, was in ihr leicht zu erkennen ist: Ursache und Verknüpfung der Begebenheiten, Wesen und Charakter der Personen selber ergründen muß. Ich habe einen Jungen gekannt, der mit Vorliebe Dramen las, indem er dabei unbewußt den Kunstgriff anwandte, sie zum Dialog einer Erzählung umzuwandeln. Hinter jede Person, ob Tell oder Macbeth oder Egmont setzte er in Gedanken ein: sagte, fragte, antwortete, zürnte, höhnte, usw. Ein Fingerzeig, der wohl zu beachten ist. Nicht daß man das Drama in eine Novelle umwandle, aber doch, daß man den Schüler anleite, auch das im Drama zu finden, was ihm die Novelle so viel

leichter verständlich macht, daß er lerne, zwischen den Zeilen zu lesen.

Auch beim Lesen der Dramen hängt das Verständnis zum großen Teil davon ab, wie gelesen wird. Begnügt man sich damit, wie das noch in manchen Schulen geschieht, die Rollen einfach so zu verteilen: Der 1. Schüler die 1. Person, der 2. die 2., der 3. die 3. usw., so tut man viel besser, das Stück gar nicht in der Klasse, sondern nur privatim lesen zu lassen. Schlechtes Lesen erschwert nicht nur das Verständnis, sondern macht es geradezu oft unmöglich. Der Lehrer zeige, wie es gemacht wird, und gebe dann den besten Lesern die Hauptpersonen. Aber gewissenhaft vorbereiten müssen sich alle, die die Ehre genießen, mitlesen zu dürfen, alle, auch die, welche nur wenige Worte zu sagen haben. Beim darbietenden Lesen keine Besten, aber man zeige den Schülern doch zum Zweck der Einübung, wie die Beste die Betonung fördert, wie sie den Ton sozusagen hervorlockt, wie es fast unmöglich ist, mit drohend geballter Faust zu sagen: Komm, sei mein Freund!

Was erklärt oder besprochen werden muß, wird vorweggenommen oder an den Schluß der Szene oder des Aktes verlegt. Die Schüler, die an einer Szene beteiligt sind, lasse man vor die Klasse treten, und man wird mit Erstaunen sehen, welche drama-

tische Wirkung schon durch dieses Vorlesen erreicht werden kann. Wird dann dem Schüler das gelesene Werk in einer guten Aufführung gezeigt, wie das in Hamburg und manchen andern Orten geschieht, so merkt man an der atemlosen Spannung, an den leuchtenden Augen, wie es verstanden wird, wie es packt.

Natürlich muß auch bei den Dramen sorgfältig gewählt werden; aber der Kreis kann größer gezogen werden, als es bisher geschehen. Außer den üblichen Klassikern müßten Kleist (Prinz von Homburg), Grillparzer (Sappho, Esther), Grabbe (Friedrich Barbarossa), Hebbel (Agnes Bernauer und vor allem die Nibelungen), Otto Ludwig (der Erbförster, der Makkabäer) mehr berücksichtigt werden.

Nicht nur in Mittelschulen, auch in Volksschulen können Dramen — die Praxis hat es bewiesen — mit gutem Erfolg gelesen werden. Und wo die Vorbedingungen vorhanden sind, wo die Eltern das rechte Verständnis für gute Dichtung haben, da gehört die gemeinsame Lektüre mit den größern Kindern zu einem der wichtigsten Erziehungsmittel, da bietet sie eine der schönsten Freuden, die im Schoße der Familie erblühen.

Trotz sorgfältiger Auswahl, trotz bester Vermittlung guter Lektüre wird man immer wieder die

Erfahrung machen, daß so viele Schüler nach der Schulzeit mit derselben unbefangenen Freude, wenn nicht mit größerer, eine Eschstruth wie eine Eschenbach lesen, sich von einem Bassenhauer ebenso rühren lassen wie von einem tiefsinnigen Volksliede. Das stoffliche Interesse und Verständniß überwiegt das ästhetische. Wer, wie schon erwähnt, Mutterliebe, Vaterland, Liebe und Treue besingt, wird immer des Beifalls eines größeren Kreises sicher sein, einerlei, wie er singt. Und darum möchte ich für die Erziehung zur Literatur noch eins empfehlen, eins, was auf den ersten Augenblick befremden wird: Kritik üben.

Man sage nicht, die Kritik gehört nicht in die Schule; gewiß, nicht die Kritik des Guten, wohl aber die des Schlechten, das die Kinder geneigt sind, für gut zu halten. Lehren wir sie doch auch die Giftpflanzen kennen und unterscheiden. Und sollte es so schwer sein, den Schüler erkennen zu lassen, welche Unnatur, welche Verlogenheit, welche Dummheit in so vielen Geschichten steckt, die sie mit Vorliebe lesen? Ich meine, es ließe sich wohl erreichen, man sollte es nur versuchen. Natürlich kann das nur gegen Ende der Schulzeit geschehen, nur bei reiferen Schülern, nur dann erst, wenn ihr Geschmack schon an guten Vorbildern geläutert ist. Irgend ein Außerliches in Stoff, Form oder Dar-

stellung besticht zu leicht, sei es in Indianer- oder Bachfischgeschichten, bei Karl May oder bei Nataly von Eschstruth.

Die beste Kritik ist die Gegenüberstellung, der Vergleich. Lesen die Schüler ein Gedicht wie Trägers „Mutterherz“, so wird es ihnen sicherlich gefallen, heißt es doch in einer Literaturkunde von ihm, daß „keiner das Leben und Fühlen des Weibes so innig, so anschaulich geschildert wie er“, lesen sie aber gleich darauf Venaus „Der offene Schrank“, oder Falkes „Die feinen Ohren“, da werden sie leicht den Unterschied merken. Dort Worte, hier Anschauung; dort Aufzählung, hier Darstellung; dort von allen Müttern allgemeines gesagt, was aber den Einzelfall nicht erläutert, hier eine Begebenheit von der einen eigenen Mutter erzählt, ein Einzelfall, der aber typisch für alle ist. Man sage nicht, das zu erkennen sei für die Schüler — ich denke dabei an solche von 14—16 Jahren — zu schwer, die Praxis hat gezeigt, daß wenige Fragen genügen, um sie den Unterschied zwischen gefälligen Reimen und einem echten Gedicht finden zu lassen.

Auch die Zusammenstellung solcher Gedichte, die den gleichen Stoff behandeln — die Anthologie von Avenarius bietet eine große und feine Auswahl dafür — kann dazu gut beitragen, die Schüler auf

das Wesen eines Gedichtes aufmerksam zu machen, ihnen zu zeigen, daß es nicht auf das Was, sondern auf das Wie ankommt.

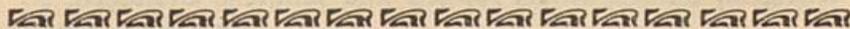
Wie sich Poesie und Mache in einer Erzählung unterscheidet, zeigt ein lehrreiches Beispiel, das der Kalender des deutschen Lehrer-Tierschutz-Bereins in Berlin, Jahrgang 1902, gestiftet hat. Von dem sehr lobenswerten Bestreben geleitet, auch in diesem Büchlein wertvollere literarische Lektüre zu bieten, hat die Sucht zu moralisieren, etwas „Nützliches“ zu schaffen, den Herausgeber dazu verführt, die ergreifende Erzählung „Krambambuli“ von Marie v. Ebner-Eschenbach zum Schluß in unerhörter Weise zu verhunzen. Die ganze Darstellung geht auf ein tragisches Ende; hat doch die Dichterin es mit bewundernswerter Meisterschaft verstanden, das arme Tier, ohne es irgendwie zu vermenschlichen, in einen tragischen Konflikt zu bringen. Und wie endet die Geschichte im Kalender? Krambambuli stirbt nicht, der Förster findet den fast verhungerten Hund, pflegt ihn tierschutzsachgemäß, bringt ihn wieder zu Kräften, die beiden halten weiter treue Kameradschaft, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute. —

Ob der „Verbesserer“ dieser Geschichte gar nicht geahnt hat, daß es außer den Tieren auch noch anderes Schutzbedürftiges gibt, daß ein Kunstwerk

auch ein organisches Wesen ist, das man nicht mißhandeln darf, daß es auch unmoralisch ist, einen harmlosen Leser durch solch grausame Verunstaltungen zu quälen? Schwerlich hat er's geahnt; aber wenn er einmal den Versuch gemacht hätte, seinen Schluß und den der Dichterin reiferen Schülern vorzulesen, so hätte er doch vielleicht empfunden, daß der tragische Ausgang der Geschichte eine Erschütterung hervorruft, die viel mächtiger wirkt als sein „gutes Ende“, daß das, was er mit so plumper Absicht erzielen will: Mitgefühl mit dem Tiere, Respekt vor seinem Leben, aus dem Strom der Dichtung unbeabsichtigt viel stärker, eindringlicher fließt als aus seinem Moralwässerlein.

Es ist eine schwere, aber lohnende Aufgabe, unsere Jugend so zu erziehen, daß sie nur an wahrhaft guter Dichtung Genuß findet. Aber es gibt auch keinen Genuß, der jedem im Volke so leicht zugänglich ist, keinen, der so veredelnd, so wahrhaft religiös und sittlich wirkt. Auch religiös und sittlich. Alle großen Religionsstifter haben dichterisch empfunden, und gerade der künstlerisch, der dichterisch empfindende Mensch, der gewöhnt ist, danach zu streben, jede Erscheinung des Lebens zu begreifen, ihr gerecht zu werden, kann sich am leichtesten zur höchsten Stufe der Sittlichkeit emporbilden. Denn der Dichter ist, wie Hebbel sagt:

. . . . in die bewegte Welt  
Als fester Mittelpunkt gestellt,  
Der, unberührt von Ebb' und Flut,  
In sich gesättigt, schweigend ruht,  
Weil er in sich jedweden Kreis  
Begonnen und beschlossen weiß,  
Und weil in ihm der Urgeist still  
Die Perl, sein Abbild zeugen will,  
Das, wenn es in die Zeitlichkeit  
Hinaustritt, jeden Riß der Zeit  
Schon dadurch heilt, daß sie erkennt,  
Was sie vom ewigen Wesen trennt.



Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze in  
Hamburg ist erschienen:

## Deutsche Dichter-Abende

Eine Sammlung von Vorträgen über neuere deutsche  
Literatur von Dr. J. Loewenberg. Mit Bildnis  
Liliencrons. 200 Seiten. Beheftet 2 M., geb. 3 M.

Inhaltsverzeichnis: Annette von Droste-Hülshoff. —  
Christian Dietrich Grabbe. — Nikolaus Lenau. — Friedrich  
Wilhelm Weber. — Marie von Ebner-Eschenbach. — Detlev  
von Liliencron. — Gustav Frenzen. — Gerhart Hauptmanns  
„Versunkene Blocke“ und andere moderne Märchendramen.  
— Moderne Frauenlyrik.

Der als Lyriker schon bewährte Verfasser stellt hier eine  
Reihe von Vorträgen zusammen, die die neueste Literatur  
von der Droste-Hülshoff bis zu Hauptmann und Liliencron  
behandeln. Die Essays sind mit Wärme und Phantasie ge-  
schrieben und wohlgeeignet, das Interesse für die behandelten  
Dichter aufs neue anzuregen. Man merkt's der nachschaffenden  
Tätigkeit des Verfassers wohl an, daß er auch Eigenes zu  
sagen hat und über eine reiche Farbenskala verfügt. Besonders  
Liliencron scheint Loewenberg in sein Herz geschlossen zu  
haben, und man kann es wohl verstehen, wie die frische,  
herzhafteste, lebenbejahende Poesie des kriegerischen Sängers  
ihm zusagte. Man wird das Buch nicht ohne Belehrung und  
Anregung aus der Hand legen, und wer sich in der zeit-  
genössischen Literatur nicht hinreichend taktfest fühlt, kann  
hier eine bedeutende Förderung seines Wissens erfahren.

*National-Zeitung, Berlin.*

*Als Einzeldruck aus diesem Bande:*

Detlev von Liliencron von Dr. J. Loewenberg. Mit  
Bildnis Liliencrons. 32 Seiten. Beheftet 50 Pf.,  
gebunden 1 M. — Für die Verehrer des Dichters  
als Geschenkwerk besonders geeignet.

Wir haben keine einzige Schrift gelesen, die annähernd  
unserem größten lebenden Lyriker als Mensch und Dichter  
so gerecht geworden wäre. Nicht mit dem grübelnden, zer-  
setzenden Verstande, nicht nach dem Schema des Ästhetikers  
und Literaturprofessors wird hier geurteilt, sondern aus  
warmem, dankerfülltem Herzen und feinstem Verstehen. . . .

*Die Hilfe, Berlin.*

## Schöne Literatur.



Einbandszeichnung zu:  
Waltharilied. Der arme  
Heinrich. Lieder der alten  
Edda.

Neckerle, H.: Stille  
Wasser. Novellen.  
170 Seiten. Preis ge-  
heftet 2 M., geb. 3 M.

Neckerle, H.: Prismen.  
Weihnachtl. Geschichten.  
220 Seiten. Preis ge-  
heftet 3 M., geb. 4 M.

Korolenko, Wladimir:  
Im fremden Lande.  
Auswanderer-Roman.  
Deutsch von Udda Gold-  
schmidt und H. Neckerle.

239 Seiten. Preis geheftet 2 M., geb. 3 M.  
Lieder und Bewegungsspiele. Für das Pestalozzi-Fröbelhaus zu Berlin zusammengestellt, bearbeitet und herausgegeben von Else Fromm.  
Mit Noten. 106 Seiten. Preis geb. 2.50 M.

Metterhausen, Friedrich: Die Dogmenschieber.  
Ein Fastnachtsschwank. 58 Seiten. Preis ge-  
heftet 1 M., geb. 2 M.

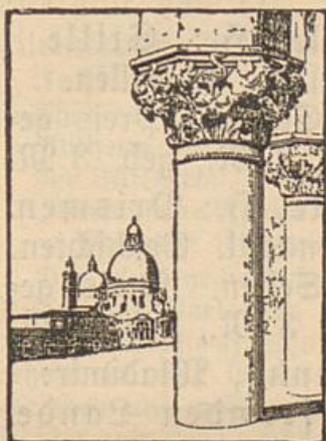
Rick, Karl: Das Maifest der Benediktiner  
und andere Erzählungen. 329 Seiten. Preis  
geheftet 3 M., geb. 4 M.

Stern, Adolf: Venezianische Novellen. Mit  
Einbandszeichnung von Richard Lipps, München.  
245 Seiten. Preis geheftet 2 M., geb. 3 M.

Stern, Adolf: Aus dunklen Tagen. Gesammelte  
Novellen. 346 Seiten. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.

Als Einzeldruck aus diesem Bande:

Stern, Adolf: Maria vom Schiffchen. Römische Novelle. Mit Einbandszeichnung von Richard Lipps, München. 74 Seiten. Preis geheftet 1 M., geb. 2 M.



Einbandszeichnung zu:  
Venezianische Novellen  
von Adolf Stern.

Waltharjlied. Der arme Heinrich. Lieder der alten Edda. Übersetzt von den Brüdern Grimm. Mit Buchschmuck von Ernst Liebermann. 180 Seiten. gr. 8°. Preis gebunden 5 M.

Weiß, Hedwig: Weihnachtsbuch. Illustriert. Jedes Exemplar von der Künstlerin selbst durchgesehen. Preis geb. 5 M.

## Plattdeutsches.

Meyer, Heinrich: De rechte Schaul. Erzählung. Preis geh. 1.50 M., geb. 2.50 M.

Poock, Wilhelm: De Herr Innehmer Barkenbusch und andere Geschichten von der Waterkant. Mit Buchschmuck von D. Schwindrazheim, Hamburg. 186 S. Preis geheftet 2 M., geb. 3 M.

Stavenhagen, Fritz: Brau und Bolden. Hamburger Geschichten und Skizzen. Mit Buchschmuck. 178 Seiten. Preis geheftet 2 M., geb. 3 M.

Stavenhagen, Fritz: Mudder News. Niederdeutsches Drama in 5 Akten. 121 Seiten. Preis geheftet 2 M., geb. 3 M.

Stavenhagen, Fritz: Jürgen Piepers. Niederdeutsches Volksstück in 5 Akten. Mit Buchschmuck. 165 Seiten. Preis geheftet 3 M., geb. 4 M.



Stavenhagen, Fritz:  
Der Lotse. Hamburger Drama in 1 Akt. 50 Seiten. Preis geh. 1 M., geb. 2 M.

Stavenhagen, Fritz:  
De dütsche Michel. Niederdeutsche Bauernkomödie in 5 Akten. Mit Buchschmuck v. Oskar Schwindrazheim, Hamburg. 154 Seiten. gr. 8°. Preis

geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Stavenhagen, Fritz: De ruge Hoff. Niederdeutsche Bauernkomödie in 5 Akten. 144 Seiten. Preis geheftet 2.50 M., geb. 3.50 M.

*In Vorbereitung befindet sich:*

Garbe, Robert: Börnriek. Plattdeutsche Kinderreime. Preis geheftet etwa 0.80 M., geb. etwa 1.20 M.

## Allgemeinverständliche wissenschaftliche Literatur.

Classen, W. F.: Großstadt Heimat. Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolkes. Mit Ein-

bandszeichnung von D. Schwindrazheim, Hamburg.  
244 Seiten. Preis geheftet 3 M., geb. 4 M.  
Grimm, Jakob: Auswahl aus den Kleinen  
Schriften. Herausgegeben und mit Einleitung  
versehen von Dr. Ernst Schulze. Mit Bildnis  
Grimms. 286 Seiten. Preis geh. 2 M., geb. 3 M.

*Als Einzeldruck aus diesem Bande:*

Grimm, Jakob: Rede auf Schiller. Mit Bildnis  
Schillers von Gerhard von Kugelgen. 32 Seiten.  
Preis geheftet 50 Pf., geb. 1 M.

Hennig, Dr. Richard: Wunder und Wissenschaft.  
Eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene.  
247 Seiten. Preis geheftet 3 M., geb. 4 M.

Hennig, Dr. Richard: Der moderne Spuk- und  
Geisterglaube. Eine Kritik und Erklärung der  
spiritistischen Phänomene. 2. Teil des Werkes  
„Wunder und Wissenschaft“. Etwa 350 Seiten.  
Preis geheftet 4 M., geb. 5 M.

Loewenberg, Dr. J.: Deutsche Dichter-Abende.  
Eine Sammlung von Vorträgen über neuere  
deutsche Literatur. Mit Bildnis Liliencrons. 200  
Seiten. Preis geheftet 2 M., geb. 3 M.

*Als Einzeldruck aus diesem Bande:*

Loewenberg, Dr. J.: Detlev von Liliencron.  
Mit Bildnis Liliencrons. 32 Seiten. Preis geheftet  
50 Pf., geb. 1 M.

## Bücher über Pädagogik und Volksbildung. ■ ■ ■

Archiv für das Volksbildungswesen aller  
Kulturvölker. Herausgegeben von Dr. Ernst

Schulze und Prof. G. Hamdorff. Band 1.  
Preis geheftet 5 M., geb. 6 M.

Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-  
Fröbelhauses zu Berlin. Reich illustriert.  
95 Seiten. Preis geheftet 1 M.

Lieder und Bewegungsspiele. Für das Pesta-  
lozzi-Fröbelhaus zu Berlin gesammelt, bearbeitet  
und herausgegeben von Else Fromm. Mit Noten.  
109 Seiten. Preis gebunden 2.50 M.

Loewenberg, Dr. J.: Beheime Miterzieher.  
Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher.  
Preis geheftet 1.50 M., geb. 2.50 M.

Schulze, Dr. Ernst: Freie öffentliche Biblio-  
theken (Volksbibliotheken und Lesehallen). Illu-  
striert. 362 Seiten. Preis geh. 6 M., geb. 7 M.

Schulze, Dr. Ernst: Die Volksbildung im alten  
und im neuen Jahrhundert. 28 Seiten.  
Preis geheftet 0.50 M.

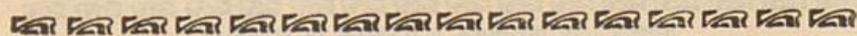
Schulze, Dr. Ernst: Volksbildung und Kneipen-  
leben. 16 Seiten. Preis geheftet 0.20 M.

Schulze, Dr. Ernst: Volksbildung und Volks-  
wohlstand. Eine Untersuchung ihrer Beziehungen.  
84 S. Preis geh. 2 M., geb. 3 M.

*Ausführliche illustrierte Prospekte mit Auszügen aus  
Besprechungen versendet der Verlag gern unberechnet und  
portofrei. Ebenso benachrichtigt er Interessenten mit Ver-  
gnügen fortlaufend über sämtliche Neuerscheinungen.*

Hamburg-Grossborstel.

Gutenberg-Verlag  
Dr. Ernst Schultze.



## Ein Buch für jeden Gebildeten.

Jakob Grimm: Auswahl aus den Kleinen Schriften. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Ernst Schulze. Mit Bildnis Grimms. 286 Seiten. Preis geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Dr. J. V. Widman-Bern urteilt in einem besonderen Aufsatz in der Frankfurter Zeitung über dieses Buch:

„Der Inhalt des Buches ist wie ein starker brausender Akkord aus einer Zeit, in der die Besten der deutschen Nation sich des Zusammenhangs mit den großen freiheitlichen Ideen und Idealen der klassischen Literaturperiode Deutschlands nicht nur intellektuell bewußt blieben, sondern sie auch praktisch betätigten und den Einfluß einer Selbsterziehung und Selbstzucht im Geiste Schillers sowohl in unverdrossen rüstiger Arbeit wie in mannhaft entschlossenem Handeln bekundeten.“

## Prächtiges Geschenkwerk.

Waltharilied. Der arme Heinrich. Lieder der alten Edda. Übersetzt von den Brüdern Grimm. Mit Buchschmuck von Ernst Liebermann. 180 Seiten. Gr. 8°. Preis gebunden 5 M.

Das Hamburger Fremdenblatt urteilt:

„Der Gutenberg-Verlag hat sich bereits vor kurzer Zeit durch den Neudruck einiger kurzer Schriften von Jakob Grimm verdient gemacht; ebenso dankenswert ist diese wundervoll ausgestattete Neuauflage der drei genannten Lieder, von denen die Brüder Grimm den „Armen Heinrich“ 1813 herausgaben, um auch ihrerseits zu dem Befreiungskampfe ihr Scherflein beizutragen. Das schon dieser Entstehungsgeschichte halber allen Deutschen teure Übersetzungswerk liegt nun zusammen mit dem Walthari-Lied und den Liedern der alten Edda in einer kostbaren Luxus-Ausgabe vor. In diesem vornehmen Gewande werden diese ausgezeichneten Schätze unserer alten Literatur überall willkommen sein. Die Liebermannschen Bilder sind von tiefer Wirkung und kraftvoll gezeichnet.“

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.





SIG 11 IBZ1695(3)

<20+>0451C62T915995484N9

666



GHP: 11 IBZ1695(3)